Mit Farbbeilage

Junge Welt



BERLIN
SEPTEMBER 1940
HEFT 9 · JAHRG. 2

Reichsjugendführer
Artur Axmann

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



JUNGE WELT

September 1940 · Berlin · Reichszeitschrift der Hitler-Jugend · Heft 9 · Jahrgang 2

REICHSLEITER BALDUR VON SCHIRACH

wurde vom Führer zum Reichsstatthalter in Wien ernannt. Unter Beibehaltung seines Amtes als Reichsleiter für die Jugenderziehung der NSDAP. ernannte ihn der Führer gleichzeitig zu seinem Beauftragten im staatlichen Bereich für die Inspektion der gesamten Hitler-Jugend. Auf Vorschlag Baldur von Schirachs ernannte der Führer den Obergebietsführer Axmann zum Reichsjugendführer der NSDAP. und Jugendführer des Deutschen Reichs.

Baldur von Schirach kehrte als Leutnant im Infanterie-Regiment Großdeutschland aus dem Kriege in Frankreich auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht in die Heimat zurück, nachdem er sich in verschiedenen schweren Kämpfen besonders ausgezeichnet hatte, was zu seiner Beförderung zum Unteroffizier wegen Tapferkeit vorm Feind und zur Verleihung des E.K. II führte.

Die „Junge Welt" bringt im Oktoberheft einen großen Bild- und Textbericht: „Baldur von Schirach".



Wie der Walfischfänger Ole Hansen durch die tödliche Brandung entkam

Von Rudolf Jacobs

Tief jagen die Wolken über den Fjord, als das Wasserflugzeug auf schwankenden Schwimmern zum Start ansetzt. Von den steilen Fjordufern hallt vielfach das Echo der donnernden Motoren zurück. Salziger Gischt spritzt über die Tragflächen und zerstiebt im Propellerwind. Ein paar harte Stöße, dann bleiben die Wellenkämme in der Tiefe zurück und in schnellem, bockigem Flug jagt der Riesenvogel dem trüben Wolkenhimmel zu.

Durch den offenen Führersitz strömt eisige Zugluft in den Flugzeugrumpf. Mit angezogenen Knien hocke ich auf einem Postsack und schnalle mir die Schwimmweste um. Außer dem Piloten, dem Bordmechaniker und dem MG.-Schützen bin ich das einzige Wesen an Bord. Für Fluggäste ist man hier nicht eingerichtet, und ich muß sehen, wie ich zwischen den Postsäcken, Benzintanks und Rumpfstreben einen Platz erwische. Durch ein winziges verschmiertes Bullauge erhasche ich bisweilen einen Blick auf die wilde Felsenlandschaft Nordnorwegens. Mächtige Bergriesen verbergen ihre schneebedeckten Häupter hinter finsteren Wolken. Ungezählte tellergroße Schären und Holme gleiten unter uns vorbei. Glattgeschliffene tückische Riffe, an denen die Brandung Schaumköpfe treibt. Schwärme von Seevögeln wirbeln, aufgeschreckt durch den Motorenlärm, wie kleine Schneeflocken über das stürmende Eismeer.

Immer schlimmer wird das Unwetter und häufig verschwinden die düsteren Fjordwände im Schleier heftiger Regenböen. Sekundenlang ist oft gar nichts zu sehen. Und die Maschine bockt und tanzt! Tausend riesenhafte Fäuste scheinen an ihrem Gestänge zu zerren. Eine unsichtbare Gewalt reißt mich plötzlich an die Decke empor. Die Kiste sackt wie ein Stein in die Tiefe! Alles purzelt durcheinander und unwillkürlich stockt einem der Atem. Aber da hat der Flugzeugführer die Maschine wieder abgefangen. Weiter hüpfen wir über die aufgewühlte See und warten auf das nächste Luftloch. Jeder atmet auf, als endlich eine langgestreckte grüne Insel sichtbar wird, auf der sich kleine schiefergedeckte Häuschen aneinanderreihen. Fischfabriken und Trankochereien recken ihre Schornsteine empor. Verwitterte Fischkutter und ein paar kleine Dampfer verbergen sich hinter schützenden Molen. Ja, das ist Tromsö, unser heutiges Ziel, die romantische Hauptstadt am arktischen Meer.

Schon setzt die Maschine zum Gleitflug an, da bleibt der eine Propeller stehen, während der zweite Motor verdächtig zu spucken beginnt. Mit den letzten Tropfen Benzin erreichen wir gerade noch den Wasserflughafen. Der heftige Gegenwind wäre uns bald zum Verhängnis geworden.

Einige Zeit nach diesem Abenteuer spaziere ich zufrieden durch die Straßen der kleinen Eismeerstadt. Alle dienstlichen Aufträge sind erfüllt und nun kann ich mir ruhig einen Bummel durch das Städtchen erlauben. Ich bin kein Fremder mehr in Tromsö. Von hieraus unternahm ich manche abenteuerliche Fahrt in die ewigen Eisregionen des hohen Nordens, bis nach Grönland und Spitzbergen hinauf. Ich sehe viele bekannte Gesichter, aber am meisten zieht es mich zu meinem alten Freunde Ole Hansen, dem besten Walfänger von Nordnorwegen. Zwei Jahre sind seit unserem letzten Zusammensein vergangen, dazwischen liegt der



Krieg, und ich frage mich bange, wie der Alte wohl auf mich zu sprechen ist. Diesmal komme ich als deutscher Offizier ...

Die winklige Gasse, die zum Hafen der Walboote hinunterführt, ist wenig belebt. Nur bisweilen treffe ich einige Gebirgsjäger, tapfere Kerle, die mit Fallschirmen über der Insel abgesprungen sind, nachdem die Tommies fluchtartig das Weite gesucht hatten. Schnell haben sich die lustigen Burschen aus Kärnten und Tirol die Herzen der Bevölkerung erobert, es sind längst gerngesehene Gäste geworden.

Zwischen den Masten und Schornsteinen am Kai finde ich wirklich den gesuchten „Seelenverkäufer". Da liegt er fest am Bollwerk vertäut, wie damals vor zwei Jahren. Ein merkwürdiges Schiff, das jedem Fremden auffallen muß. Es hat eine weiße Ausguckstonne am Mast und auf dem Bug steht eine mächtige Harpunenkanone. „Nordkaper" liest man auf den schmierigen Planken, die vom Packeis übel zugerichtet sind. Man sieht es an der ganzen Bauart, daß der Kutter für den Walfang bestimmt ist.

Mit einer großen Whiskybuddel unter dem Arm steige ich an Bord. Kein Mensch läßt sich blicken. Ich poltere eine dunkle Stiege hinab und stehe in der muffigen Kajüte. Irgendwo rumort es unheimlich. Eine Tür springt auf und heraus tritt — der alte Störtebeker persönlich! Ein schwerfälliger Hüne mit gefährlichen Fäusten. Langsam kommt er auf mich zu. „N' Tag, Ole Hansen!" sage ich schüchtern und schiebe die Whiskyflasche in den Vordergrund. Es bricht kein Donnerwetter los, es bleibt ganz still. Der Riese sieht erstaunt auf meine Uniform und blickt mir dann forschend ins Gesicht. Ein Lächeln des Erkennens huscht über sein breites, gutmütiges Gesicht. Und im selben Augenblick schwinden meine Befürchtungen dahin. Ole Hansen hat sich nicht verändert. Impulsiv reicht er mir seine mächtige Pranke und drückt die Finger, daß die Knochen knacken.

„Willkommen in Norwegen!" sagt er schlicht, „Willkommen als Soldat!" Dann dreht er sich um, als wollte er seine Rührung verbergen, nimmt zwei Wassergläser aus dem Schrank und bricht der Whiskybuddel das Genick.

Wir sitzen lange in der kleinen Kajüte, paffen dicke Wolken vor uns hin und sprechen von den Ereignissen der letzten Wochen. Ole Hansen hat auch allerhand erlebt. Erst kürzlich ist er mit dem „Nordkaper" nach Tromsö zurückgekehrt. Solange hielt er sich in den Fjorden und unzugänglichen Schärenfluren verborgen. Das geschah nicht etwa aus Furcht vor deutschen Seestreitkräften, im Gegenteil, sein ganzes Mißtrauen richtete sich gegen die „verbündeten" Engländer, die an einzelnen Teilen der Küste eine regelrechte Piratenherrschaft begonnen hatten. Diese tapferen Krieger scheuten sich nicht, den Fischern alle brauchbaren Boote wegzunehmen, um damit auf Beutefahrt zu gehen. Die schönsten und größten Schiffe wurden nach England entführt, andere als Hafensperren einfach versenkt.

Ole Hansen schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Der Teufel hole den Englishman! Er hat unserm Land nur Unglück gebracht! Feige zog er sich zurück, sobald er nur einen deutschen Stahlhelm erblickte, doch unter den friedlichen Fischersleuten spielte er den wilden Mann. Wer sich seinen Piratenmethoden nicht beugte, setzte Kopf und Kragen aufs Spiel!"

Damit führt mich Ole Hansen die steile Stiege hinauf ins Ruderhaus. Er zeigt auf die zersplitterten Scheiben und einige Einschüsse in der Wand hinter dem Steuerrad. Etwa in Mannshöhe ist eine Kugel steckengeblieben. Jetzt weiß ich auch, woher die rote Narbe stammt, die sich über die linke Gesichtshälfte des Norwegers zieht. Sie verleiht dem sonst so gutmütigen Gesicht einen grimmigen Zug.

Und grimmig sind auch die Worte der Anklage, mit denen der biedere Walfänger das englische Piratentum geißelt. Ohne jeden Anflug von Großtuerei erzählt er den Hergang des Abenteuers.

Nein, Ole Hansen gehörte nicht zu den Duckmäusern, die sich durch Drohungen einschüchtern lassen. Als er sah, welches Schicksal seinem schönen Walboot drohte, gab es für ihn nur einen Entschluß: Fort aus dem Bereich der Tommies! Er wollte hinunter nach Westnorwegen, das sich fest in deutscher Hand befand. Aber die Fluchtaussichten waren denkbar gering. Um diese Zeit wird es hinter dem Polarkreis nicht mehr dunkel, und selbst im Schein der Mitternachtssonne war an eine Ausfahrt nicht zu denken. Eines Tages fiel jedoch das Barometer, finstere Wolken schlichen von der Seeseite heran und bald löste eine Regenbö die andere ab. Das war der günstige Zeitpunkt für die Männer des „Nordkaper". Unbemerkt schlich Ole Hansen mit seinen Leuten an Bord und kam unbehelligt aus dem Hafen heraus. Den Kampf mit Sturm und Nässe waren die Norweger gewohnt, und als das Wetter wieder schön und sichtig wurde, waren sie weit von Tromsö entfernt. Im Schutze eines breiten Schärengürtels dampfte der „Nordkaper" nach Süden.

Alles ging gut bis zum nächsten Morgen. Dann kam an Steuerbord ein großer Kutter in Sicht, der geraden Kurs auf den Walfänger nahm. Ole Hansen unterdrückte einen Fluch. Am Mast des fremden Fahrzeuges war eben der Blue Jack aufgestiegen. Offenbar handelte es sich um ein gekapertes Fahrzeug, das die Engländer zum Vorpostenboot umgebaut hatten. An Bug und Heck waren Maschinengewehre aufgestellt. Die Brise hatte wieder aufgefrischt, aber der Kutter schien über einen starken Motor zu verfügen, er kam immer näher.

Ole Hansen dachte nicht daran, sein altes Walboot aufzugeben. Es war sein einziger Besitz, und viele Familien kamen dadurch zu Lohn und Brot. Die Männer vom „Nordkaper" spuckten nur verächtlich ins Meer und feuerten den alten Kessel bis zur Rotglut an. Für alle Fälle machten sie auch die Harpunenkanone klar. Der Tommy sollte sie nicht erwischen.

Trotz der verzweifelten Anstrengungen begann sich der Kutter weiter zu nähern. Auf einmal setzte heftiges MG.-Feuer ein. Die meisten Schüsse gingen fehl, einige schlugen jedoch ins Ruderhaus. Ole Hansen, der jetzt selbst am Ruder stand, wischte sich über die Backe und fluchte. Seine Hand war blutig. „Streifschuß!" stellte er grinsend fest und steuerte unbewegt weiter. Es war ihm inzwischen ein Einfall gekommen, wie er die englischen Piraten abschütteln konnte. Ein teuflischer Plan, bei dem es auf Biegen oder Brechen ging. Aber es war der einzige Ausweg. Ole Hansen setzte alles auf eine Karte.

Plötzlich warf er das Ruder herum und steuerte die Küste an. Ein breiter Kranz von Brandungsköpfen streckte sich weit ins Meer hinaus und warnte vor gefährlichen Untiefen. Ungezählte kahle Felsbuckel und Riffe mußten jedem Schiff zum Verderben werden, das zu weit vom Kurs abwich. Doch Ole Hansen grinste nur und hielt mit Volldampf auf die Brandung zu. Er kannte dieses Fahrwasser wie kein zweiter und wußte recht gut, daß hier der nasse Tod ständig auf Lauer lag. Aber er kannte auch eine Durchfahrt — eine einzige Stelle —, die bei diesem Wetter zu passieren war. Ein geschicktes Manöver und der „Nordkaper" war gerettet. Ein einziger Fehler ...

Noch immer hatte man den Verfolger nicht abgeschüttelt. Es schien ein zäher Bruder zu sein. Die englischen Seeräuber hatten das MG.-Feuer eingestellt, sie waren ihrer Beute ganz sicher. Mit höchster Fahrt folgten sie im Kielwasser des Walfängers und fühlten sich ganz geborgen in seinem Geleit. Ob sie das Fahrwasser ebenfalls kannten?

Schon hörte man das Donnern der Brandung. Auch der „Nordkaper" schien geradeswegs ins Verderben zu rauschen. Der Anblick da vorn mußte dem mutigsten Mann Herzklopfen bereiten. Wildschäumende Wasserberge zerbarsten an schroffen, düsteren Klippen. Nirgends war ein Durchschlupf zu sehen, nur ein paar Schiffslängen schienen den „Nordkaper" vom Schiffbruch zu trennen.

Ole Hansen hatte die Augen zusammengekniffen, seine Pranken umkrampften das Ruder, daß die hölzernen Speichen knackten. Er sagte kein Wort. Er stand wie ein Standbild aus Stein, die ärgsten Wellenberge warfen ihn nicht vom Platz. Gleichmütig jagte er den „Nordkaper" auf die brüllende Brandung zu. Doch plötzlich drehte er das Rad geschwind nach Steuerbord. Eine kleine Öffnung wurde in dem Schaumwall sichtbar ... Sekunden entschieden über Leben und Tod ..., der „Nordkaper" schoß raketengleich nach vorn, legte sich noch einmal auf die Seite und schwamm dann im stillen Wasser des schützenden Schärengürtels.

Wenig später hörten die Norweger ein dumpfes Krachen. Als sie sich umblickten, konnten sie nichts mehr erkennen. Eine heranpeitschende Regenbö deckte alle Schreckensbilder zu. Auch als sie am nächsten Tage bei abflauender See an die Durchfahrt zurückkehrten, sahen sie nichts mehr von dem Piratenschiff. Nur ein paar Wrackträmmer trieben im Meer. Jede Rettung kam zu spät ...

„Wir brauchten unsere Flucht nicht weiter fortzusetzen", schloß Ole Hansen seinen Bericht und kippte den letzten Rest Whisky hinunter. „Tags darauf sahen wir aus sicherem Versteck eine ganze Reihe englischer Kriegsschiffe und Transporter südwärts ziehen, und wenig später brausten die ersten deutschen Flugzeuge in Richtung Tromsö über unseren Köpfen hinweg. Da wußten wir, daß der Tommy unser Land verlassen hatte und kehrten beruhigt in den Heimathafen zurück. Und nun ...", mein Freund Ole sah mich zufrieden an, „werden wir wieder auf Walfang gehen. Solange hier die deutsche Flagge weht, wird sich bestimmt kein Seeräuber mehr zeigen!"





Wir marſchierten die Straßen des Sieges

BILDER VOM KAMPF UND VORMARSCH UNSERER INFANTERIE

Hier berichtet ein Kamerad von uns von dem Vormarsch in Frankreich, von den großen Leistungen der deutschen Infanterie, dem Fußvolk, das den motorisierten Truppen in Gewaltmärschen folgte und den eroberten Raum besetzte. Zeitweilig waren diese Marschierer auf den Straßen des Sieges in Frankreich erste Welle und trotz der ungeheuren Marschleistungen, wie im Polenfeldzug, zu jeder Zeit einsatzfähig.

In Bouillon ſahen wir die erſten größeren Kampfſpuren. Der Widerſtand der Franzoſen war mit härteſter Gewalt gebrochen worden. Nun waren ſie ins Laufen gekommen und ſetzten ihren ſchnellen Rückzug bis zur Aisne fort.

Das war ſchon vor Tagen, und jetzt marſchierten wir über Charleville in den Raum von Rethel. Der Krieg in Frankreich war ja noch nicht beendet; auch wir ſollten an den Feind kommen. Zweifel waren uns ſogar ſchon aufgetaucht. „Die Mot.-Truppen nehmen uns alles weg und wir marſchieren nur", ſagte Ludwig. Und es ſchien auch ſo, als ob er recht habe.

Über die Marſchleiſtungen der deutſchen Infanterie iſt ſchon viel geſchrieben worden. *Wir* ſind die Marſchleiſtungen marſchiert, und jeder unter uns weiß, wie ſie ausſehen, dieſe Märſche in heißer, unbarmherziger Sommerhitze. Auch wir marſchierten unter dem Befehl, von dem wir vielleicht die Kilometerzahl des Tages, 40 bis 45 Kilometer, kannten, aber nicht viel mehr. Aber das war ja auch gleichgültig.

Die Bilder der franzöſiſchen Rückzugsſtraßen? Was ſoll ich davon ſchreiben? Unſere Bildberichter berichten in der klaren Sprache, wie ſie das Auge der Kamera ſieht. So war es und keinen Deut anders.

In X-Dorf ſahen wir den einzigſten Ziviliſten, dem es gelungen war, ſich den franzöſiſchen Rückzugskommandos zu entziehen. Ein alter Bauer, der bei ſeinem Hof bleiben wollte. Mit einem faltenreichen Geſicht, das den Krieg nicht begriff. Der Oberleutnant ſpricht mit dem Alten.

„Warum ſind Sie denn nicht bei den Flüchtlingen?"

„Ich wollte in meinem Haus und auf meinem Hof bleiben!"

„Werden denn unſere Soldaten nicht ſo als halbe Maſſenmörder angeſehen?"

Der Alte ſchweigt eine Pauſe lang. „Ich war im Weltkrieg und in deutſcher Gefangenſchaft, Kapitän."

„Dann kennen wir uns ja", ſagt der Oberleutnant, grüßt und reitet weiter.

In einem anderen Dorf, unweit der belgiſchen Grenze, hatten franzöſiſche Kolonialtruppen, Senegaleſen, gehauſt. Als wir zum erſtenmal ſeit Tagen wieder unter ein Dach kommen, räumten wir erſt ein bißchen in den Zimmern auf. Die Betten waren zerſchnitten und zerſtochen. Der harte Boden, unſere Mäntel und ein wenig Stroh waren uns lieber.

*

Die Straße vor uns auf Reims iſt ſchnurgerade. Die marſchieren wir, und unſere mit dickem Staub beſetzten Stiefel klatſchen auf den klebrigen Aſphalt. Mot.-Kolonnen ſind recht und links der Straßen beiſeite geſchoben. Jederzeit können ſie wieder anfahren. Wir ſtehen wieder ſcharf rechts an der Straße und warten, diesmal auf einen richtigen Bereitſtellungsbefehl. Nach zwei Stunden ſind wir an der Aisne, deren Übergang tags zuvor erkämpft worden war. Das Regiment X ſollten wir ablöſen.

Für heute waren wir erſte Welle!

Das Waſſer der Aisne iſt lauwarm. Über ſchmale Pfade arbeiten wir uns hoch zu einem offenen Gelände. Und da, ganz plötzlich, kommen für uns die erſten ſcharfen Schüſſe.

Flankenfeuer, Heckenſchützen? Ein erſter Verwundeter.

„Lungenſchuß!" ſage ich, als ich zu dem Kameraden hinkrieche.

„Nee", ſagt der, und ſpuckt vor ſich hin. „Kann's nicht ſein!" Schwein hat er gehabt, es war nur ein Streifſchuß. Drei Heckenſchützen aber, die ſich ſeit geſtern hier unten gehalten hatten, ſind ſchnell beſeitigt.

Zwei Stunden liegen wir in einem offenen Gelände an einer Straße hinter der Aisne. Die Straße könnte von den Franzoſen, die ſich weit zurückgezogen haben, mit Artillerie beſchoſſen werden. Sie tun es auch, aber mit ſchlechtem Erfolg. Einige Granaten ſchlagen zwiſchen uns ein. Zwei Leichtverwundete.

Es iſt auch ganz erbärmlich, hier zu liegen. Von der linken Flanke kommt franzöſiſches MG.-Feuer. Hundsgemein! Wahrſcheinlich vermuten ſie uns hier, denn ſie treffen nichts. Ich ſtaune. Eine *Bombenruhe* haben alle, und es iſt doch unſer erſter Angriff.

17.35 Uhr wird der Angriff auf das Wäldchen 300 Meter unterhalb der Straße durchgeführt. Die MGK. ſchickte ſtarke Feuerſtöße in den Wald und beſtreicht ihn ſyſtematiſch. Auf die Minute ſpringen die Züge. Der Oberleutnant ſpringt, überholt in ſchnellen Sätzen ſeine Männer, und dann ſcheint ein kurzes Zögern vor dem Wald einzutreten. Beim Liegen überſchoß uns die MGK. Jetzt hört das Feuer der ſchweren MGs. auf.

„Ran, Jungens!" ruft der Oberleutnant, reißt ſeine Piſtole hoch und geht voran. Ja, unſer Chef hat den Weltkrieg mitgemacht. Der kurze Widerſtand iſt ſchnell gebrochen. Mit erhobenen Händen kommen die Franzoſen aus ihren Gräben.

In der Nacht hören wir über unſeren Köpfen, als wir in unſerer Zeltbahn lie-

Infanterie auf langem Vormarsch im Westen

gen, ein Artillerieduell. Am anderen Tage ſehen wir, daß die Franzoſen den kürzeren zogen.

*

Die ſchnellen Truppen haben uns ſchon wieder abgelöſt.
Noch einmal ſollten wir erſte Welle werden. Bei Laurel. Eine Stunde ſpäter kam die Meldung durch, daß die Franzoſen den Rückzug wieder angetreten haben. Die zurückgebliebenen Verteidigungsneſter wurden vernichtet. Zwei Stunden lang rollte Panzer auf Panzer an uns vorbei nach vorn.

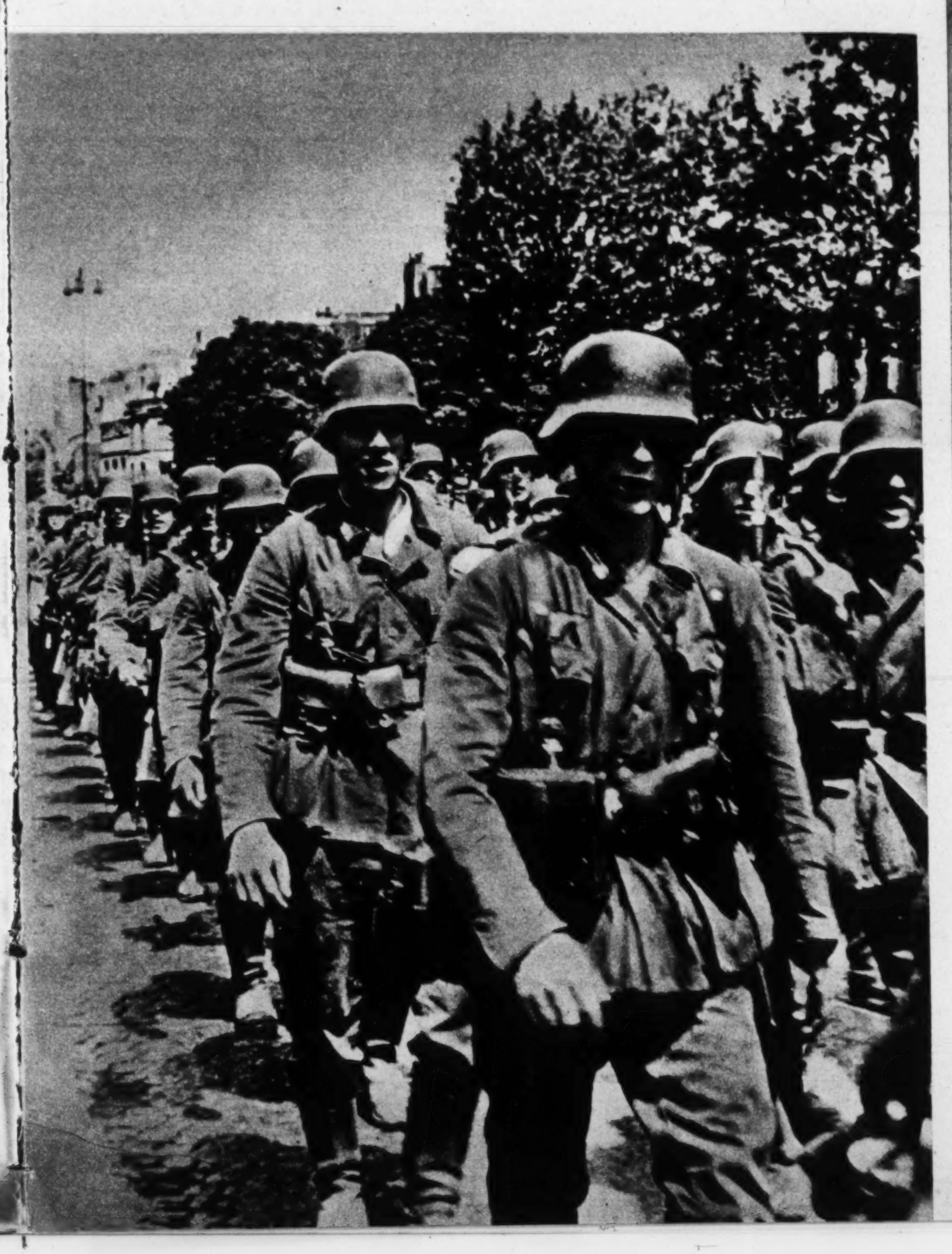
*

Jetzt marſchieren wir wieder. Über Straßen, durch Wälder, die in geöffneter Ordnung durchkämmt werden. Über die Wege der Champagne auf den Spuren unſerer Panzer. Der Durſt iſt manchmal unerträglich.
70 Kilometer legten wir an einem Tage zurück, ſchon auf den Straßen Südfrankreichs. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein marſchierten wir. Fragt nicht, wie es war, wir ſind einfach marſchiert.... Und als wir einen der letzten Orte des Tages paſſierten und rechts der Straße gewaltige Kolonnen von Gefangenen lagen, da fing der zweite Zug an zu ſingen, und die ganze Kompanie entlang ging unſer Lied von den grauen Kolonnen.
An den Straßen ſahen wir die Flüchtlinge, die zurückzogen. Ungläubig ſahen ſie uns in die ſtraßenbraunen Geſichter, laſen wir in ihren Augen eine Frage: Werden denn die Regimenter der deutſchen Soldaten nicht alle?

*

Als der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde, ſprach der Oberleutnant nur wenige Worte:
„Auch wir haben mitgeholfen an dieſem Siege in Frankreich. Darauf dürft ihr ſtolz ſein. Nicht zuletzt auf das, was wir marſchiert ſind. Vor dem Kampf des Infanteriſten ſteht der Marſch. Seid ſtolz, daß ihr Infanteriſten ſeid. Erſt was wir beſetzten, iſt feſt in unſerer Hand. Deswegen ſind wir marſchiert, mit den Panzerkameraden und unſerer Luftwaffe. Sie halfen, daß uns der Kampf nicht zu ſchwer wurde."
Wir alle aber ſind unbändig ſtolz, daß wir dabei ſein durften. Als Infanteriſten auf den Straßen des Sieges....

Gefreiter Hanns Zierdt



Die glücklichste Jugend der Welt

Als das erſtemal jener Satz fiel, ſtanden wir im Landjahrlager drüben in Nordſchleswig. Seit jenem Tag ſind Jahre vergangen, Jahre, in denen wir an uns ſelbſt und an unſerer Aufgabe gearbeitet haben. Wir haben den Sinn jener Worte geſucht in jedem Dienſt, in Fahrt und Lager. Wie viele Stunden waren herrlich und unvergeßlich, und wie oft haben wir dem Schickſal gedankt, gerade in jener großen Zeit und unter einem ſolchen Führer leben zu dürfen! Wenn einmal wieder alles gegen uns ſtand, wenn ſich die tauſend kleineren und größeren Widerſtände erhoben, dann war es uns ſtets ein Weg und eine Verpflichtung: Wir ſind die glücklichſte Jugend der Welt! Wir haben eine Sendung zu erfüllen, den Willen eines jungen Volkes zu tragen. So wurden uns ſchwere Stunden leicht und große Aufgaben fanden ihre Löſung.
Bis die Stunde der großen Bewährung kam. Viele von uns litt es nicht zu Hauſe, und die bleiben mußten, trugen durch noch größeren Einſatz unſer Teil mit. Seitdem haben wir manches Dorf und manche Stadt im Feindland geſehen, ſtanden zwiſchen zerſchoſſenen Wohnhäuſern und ſchliefen in verödeten Ställen. Zwiſchen all dem Grauen des Alltags, zwiſchen jenen Unbequemlichkeiten und Forderungen des Einſatzes aber erlebten wir herrliche Stunden der Kameradſchaft. Erſt dort wurde uns ſo recht offenbar, wie unſer Volk doch in den letzten Jahren ſchon zu einer auf Leben und Tod verſchworenen Gemeinſchaft geworden war.
Vorige Woche lagen wir noch in einem kleinen franzöſiſchen Ort in der Normandie, heute fahren wir durch die Vorſtädte von Paris. Es waren ſchöne Tage der Ruhe und der neuen Vorbereitung. Oft genug ſtanden die Jungen des Dorfes bei uns auf dem Schulhof, ſahen uns beim Dienſt zu oder wollten ſich durch kleine Dienſtleiſtungen mit uns anfreunden. Es waren einfache Jungen von Bauernhöfen und kleinen Häuſern der Normandie. Es dauerte nie lange, bis ſie mit uns im Geſpräch waren, gab es doch ſo vielerlei Dinge, die ein Junge unbedingt wiſſen will und die ihn immer intereſſieren.
So kam man dann auf alles zu ſprechen, auf das Leben, die Schule, den Beruf. Wie oft ſtanden dann jene franzöſiſchen Jungen mit leuchtenden Augen um uns herum, wenn wir vom Erleben unſerer jungen Kameraden im Reich ſprachen! Wie haben ſie zweifelnd aufgeblickt, wenn ich von unſeren Fahrten, unſeren Lagern ſprach, von den Nächten im fremden Land und den Liedern im Dorfgemeinſchaftsabend!
Was haben dieſe Jungen von ihrem Jungenleben? Zwiſchen Schule und Elternhaus liegt nur die Straße, liegt ein Spiel, das kein Ziel und keine Verpflichtung kennt. Man ſage mir nicht, der zehn- oder elfjährige Junge im Jungvolk wüßte noch nicht um die Pflicht und Aufgabe. Aber nicht das iſt entſcheidend, ſondern das eine: er lebt in einer Gemeinſchaft und wird dieſe Gemeinſchaft nicht mehr miſſen wollen und können. Jene Knaben aber werden von klein auf zum Einzelgängertum, zur Eigenbrötelei erzogen, kennen nur ſich und außerdem nichts.
Wie dieſe morſchen Staaten unter dem Anſturm der jungen nationalſozialiſtiſchen Wehrmacht zerbrachen, ſo ſteht auch dieſe Jugend unſerer Feinde heute auf den Trümmern einer Vergangenheit, die für ſie leer und ohne Inhalt war. Dieſes Volk mußte zerbrechen, denn nur, wer die Zukunft hat, der hat die Jugend — und jene Regierungen hatten die Jugend beſtimmt nicht.
Unſer Marſch geht weiter in Feindesland. Der Kampf iſt noch nicht ausgekämpft. Wie wir aber vorbeimarſchieren an jenen Dörfern und Städten, die in Trümmern liegen, ſo ſehen wir noch die Augen jener Jungen eines anderen Volkes, die groß und bewundernd blicken und das nicht faſſen können, was unſer Leben ausmacht. Heute erkennen wir hier draußen beſſer denn je den Sinn dieſer Worte, verſtehen jene Menſchen, die uns die glücklichſte Jugend der Welt nennen. Wir marſchieren ja für unſer Land, für unſere eigene Zukunft!

Soldat Hans Bachmann

Der Seppl aber will!

Der Leitmoser, der schon etliche 60 auf seinem Buckel hat, war Zeit seines Lebens ein arbeitsamer Mensch und deshalb kann ihn ja auch kein Vorwurf treffen, wenn er heute in aller Herrgottsfrüh schon auf seiner kleinen Bank neben der Haustür sitzt und sich die ersten Sonnenstrahlen auf seinen schütteren Haarboden fallen läßt. Er ist heute nicht so recht im reinen mit sich, denn sein Bub, der Seppl, hat einen ziemlich harten Schädel, den er ihm vor kurzem mit einem ordentlichen Krach zurechtgesetzt hatte. So meinte zumindest der Leitmoser; aber mit diesem „Kopfzurechtsetzen" ist der Seppl, der in seiner Kammer steht, die Fäuste in seinen Hosentaschen vergraben hat und trotzig zum Fenster hinaus ins Tal schaut, nicht so ganz einverstanden.

Wer den energischen Leitmoser, seine arbeitsame Frau und seine Kinder kannte, wußte nicht recht, woher dies auf einmal kam, daß Sohn und Vater verschiedener Meinung waren, nachdem bis jetzt der Seppl eindeutig der brave und folgsame Bub war. Auch der Bauer vor dem Haus grübelte und sann, während er den Stutzen aus dem Jahre 1809 auf den Knien hielt, den Stutzen, der schon seit zwei Generationen in der Leitmoserfamilie ist.

Wehrhafte Jungschützen

Er überlegte hin und her und ließ den Hahn einigemal knacken. Es war dies ein Zeichen seiner Erregung, denn sonst hätte er dies dem ehrfürchtig gehegten und gepflegten Vorderlader niemals angetan. Er wußte schon, woher das ganze kam, denn im vergangenen Sommer hatte er so einen jungen „Stadtlinger" am Hof, so ein Bübel mit nicht ganz 17 Jahren, das da bei der Ernte helfen sollte. Wenn er ganz ehrlich war, der Leitmoser, dann mußte er ja zugeben, daß der Junge sich nach einigen harten Tagen dann recht schnell eingefügt hatte und recht ordentlich arbeitete. Aber seither war es mit seinem Seppl ganz anders geworden. Die zwei Buben sind in der freien Zeit immer beisammen gesteckt, und dabei hat der aus der Stadt seinem Seppl so viel erzählt von den „Hitlerbuben oder -jungen"; der Leitmoser wußte nichts mit dem neuen Wort anzufangen und dachte nur, daß das etwas für die in der Stadt sei, nicht aber für einen Bauernbuben, der da oben am Hof schwer arbeiten mußte. Und so ging es ihm denn auch nicht ein, daß sein Seppl heute hinunter wollte mit ihm ins Dorf, heute am 1. Mai, wo da unten so viel los war.

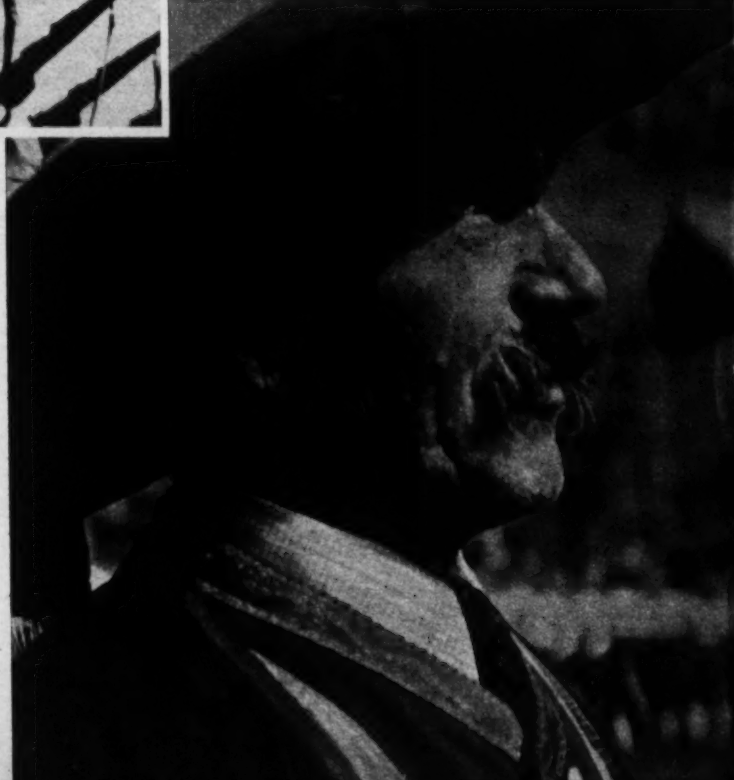
„Ja, was willscht denn du da unten überhaupt tian?", fuhr der Alte den Jungen an, als dieser mit der Bitte, mit ins Dorf hinunter zu dürfen, zum erstenmal kam.

„Ja, mir ham heut Appell unten", sagte der Seppl, und der Leitmoser erinnerte sich, daß dieses Wort der kleine Stadtlinger im vergangenen Sommer öfter gebraucht hatte.

Da der Leitmoser ein richtiger Bergbauer ist, und ein richtiger Bergbauer immer den neuen Dingen, die da von der Stadt herkommen, mit etwas Mißtrauen begegnet, schnitt er auch dem Seppl die Einleitung zu einer längeren Rede einfach ab mit den Worten:

„Du bleibscht da und schaugscht zum Vieh!"

Mit diesen Worten ging der alte Leitmoser



Zwei Generationen vom Leitmoserhof



mit schweren Schritten aus der Stube, wo die Auseinandersetzung war, der Seppl schritt nicht weniger würdig und hart die Stiege hinauf in seine Kammer, während der Alte sich vor dem Haus auf die Bank setzte. Dann war es Zeit! Seine Frau, die vor kurzem der Familie einen neuen Sproß geschenkt hatte, konnte diesmal nicht mit ins Dorf, und so drückte er ihr die Hand und ging mit weitausholenden Schritten dem Tale zu.

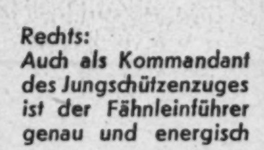
Der Seppl steht unbewegt am Kammerfenster und sieht seinem Vater zu, wie er über den steinigen Weg den Hang hinabschreitet. Der Seppl denkt aber auch daran, daß ihm sein Fähnleinführer durch die Thurtaler Liesl, die gestern die Butter abholte, den Befehl zukommen ließ, heute, am 1. Mai, unten zum Aufmarsch anzutreten. Früher hätte der Seppl über einen Befehl gelacht, heute weiß er, daß das eine Verpflichtung ist.

Unten im Dorf geht's dann recht hoch her. Alles ist schon angetreten, als der Leitmoser den weiten Weg von seinem Hof zurückgelegt hat und seine Schritte dem Dorfplatz zuwendet. Vorne wie immer die Musikkapelle, dann die alten Schützen, die der Bachler Jörg anführt, und zu ihnen gesellt sich auch stolz der Leitmoser. Hernach kommen die jüngeren Standschützen, wobei in dem Wort „jünger" beim Leitmoser immer noch etliche Jahrzehnte eingeschlossen sind, dann folgen die Politischen Leiter, die SA., SS., die ganzen übrigen Formationen, als strammer Marschblock HJ., DJ., BDM. und JM.; der ganze Zug setzt sich in Bewegung.

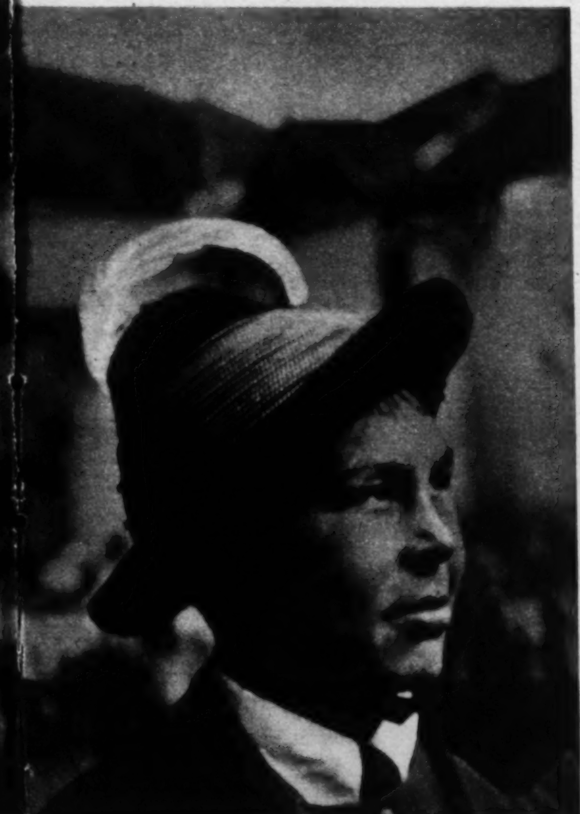
Durch das ganze Dorf marschieren sie, das mit den leuchtend roten Fahnen der Bewegung geschmückt ist, und dieses Rot leuchtet von den dunkelbraunen Balken der Bauernhäuser, hebt sich strahlend ab von dem grellen, sonnenbeschienenen Weiß der Mauerstöcke. Es ist ein herrlicher Maientag, an dem alles, was in dem Dorf Beine hat, hinauswandert auf einen herrlichen, tannenumrahmten Platz, wo sich alles sammelt und der Zug Aufstellung nimmt. Viel Volk wartet schon der Dinge, die da kommen sollen; über alles ragt hoch der Maibaum in den blauen Himmel hinein. Aber außer dem eben Angeführten ist noch etwas mitmarschiert in diesem festlichen Zuge, und das ist eine Gruppe von Jungen, die zwischen dem Block der uniformierten HJ. und den Pimpfen eingegliedert war: eine Gruppe junger Burschen in ledernen Kniehosen mit weißen Strümpfen, die mit roten Bändern gehalten sind, mit festen, genagelten Halbschuhen, leuchtend roten Hosenträgern und einer braunen Joppe, auf ihren Köpfen schwarze Trachtenhüte. Mit geschulterten Gewehren marschieren sie einher, ihnen voran einer mit weißen Handschuhen, auf die

Oben: *Und nach dem Appell geht's über die Halden hinauf dem heimatlichen Hof zu*





Rechts: *Auch als Kommandant des Jungschützenzuges ist der Fähnleinführer genau und energisch*





Jungschützenzug: Stillgestanden!

er besonders stolz ist, und in der Rechten trägt er stolz einen blinkenden Säbel. Was die Jungen da treiben, ist keine Maskerade, denn aus dem ordentlichen Auftreten, dem tadellosen Marschtritt und an dem scharfen Kommando erkennt man, daß die Mannschaft straff zusammengefaßt ist, daß sie ein ordentlicher Geist zusammenhält.

Die Feier nimmt ihren Verlauf. Der Gauleiter kommt und spricht, und der Jungschützenzug, denn ein solcher war es, trat vor, und der Gauleiter lobte ihn wegen seines strammen Auftretens ganz besonders. Der Fähnleinführer, der die Jungschützen anführte, war auch richtig stolz darauf, und in diesem Augenblick war die ganze Arbeit, die er über den strengen HJ.-Dienst, den seine Jungen leisten müssen, hinaus geleistet hatte, belohnt. War es doch so, daß sein Fähnlein den ganzen normalen Dienst mit Heimabenden, Schulungen, Sport und Fahrten mitmachte und daß er zusätzlich noch selber immer viel mit seinen Leuten schießen mußte. Dabei war es ja überhaupt so furchtbar schwer, die Jungen jeweils von den weit entlegenen Höfen herzubringen, aber er fand schon immer die richtige Zeit, zu der er die Appelle ansetzte, und die Jungen hatten selbst ihre helle Freude daran.

Voller Stolz schauten auch die alten Schützen auf die Jungschützen, und plötzlich reißt der Leitmoser seine Augen weit auf, denn der da vorne, der fünfte von links, darüber herrschte kein Zweifel, das war sein Seppl, dem er doch verboten hatte, mitzugehen und dem er den Auftrag gab, im Hof oben nach dem Vieh zu sehen.

Zuerst stieg im Alten ein unbändiger Zorn hoch und die Adern an seinen Schläfen schwollen ganz ungeheuerlich an. Dann aber sah er, wie der Gauleiter die Reihen der Jungen entlang ging und plötzlich vor seinem Buben — sah er richtig? —, ja richtig, vor seinem Buben stehenblieb, der auf seinem Trachtenrock stolz die goldene Medaille vom Landesschießen angeheftet hatte. Der Gauleiter gab ihm die Hand, lobte ihn, und plötzlich kam neben dem Zorn im Leitmoser ein anderes Gefühl hoch, und das war reinster Vaterstolz, und er erinnerte sich daran, wie er in früheren Zeiten auch schon immer seinen eigenen Kopf gehabt hatte, den er gegen seinen Vater durchgesetzt hatte. Sonst wäre ja wohl auch eine andere Bäuerin auf dem Leitmoser-Hof geworden. In diesem harten Schädel sah er den Beweis, daß sein Seppl genau so geraten war wie er selbst und alle aus seiner Familie.

Ein einziges war es noch, was der Leitmoser dem Seppl austreiben wollte, und das war die Pflichtvergessenheit. Er sollte ja dort oben auf dem Hof nach dem Vieh sehen. So schlich denn auch der Leitmoser, als der Gauleiter wieder weg war, ganz heimlich an seinen Sprößling heran, packte ihn nicht gerade sehr sanft an seinem Haarschopf — zuvor hatte er ihm feierlich den Hut abgenommen — und fragte den Seppl unter ständigem Hin- und Herbeuteln, was denn wohl am Hof oben los sei. Der Seppl aber, der hatte oben in kürzester Zeit alles, soweit es zu machen war, in Ordnung gebracht. Den kleinsten Leitmoser konnte ja die Mutter betreuen, und das Nötigste, was das Vieh braucht, hatte Seppl zurechtgestellt, so daß er mit gutem Gewissen von „seinem Hof" gehen konnte. Und wie der Seppl trotzdem noch vor dem alten Leitmoser unten war? Ja, das war ganz einfach! Da durfte ihm der Vater nicht böse sein, daß er mit seinen jungen Füßen ihm vorangekommen war und außerdem hat er bei den verschiedenen heimlichen Gängen zum Appell einen kurzen Weg durch die Thannbergklamm gefunden, den kein anderer außer ihm kannte, der aber den großen Umweg über die Zeisigalm ersparte.

So mußte ihm ja wohl der Leitmoser verzeihen. Dies tat er, doch vergaß er darauf, seinen Jungen endlich freizugeben, dessen Kopf schon beängstigend hin- und herwackelte. Da erschien aber der Fähnleinführer, nahm vor dem alten Standschützen stramme Haltung an, forderte jedoch in ziemlich energischem Ton die Beendigung der väterlichen Strafaktion, da die Jungen jetzt geschlossen zum Schießstand marschieren sollten. So sah der Alte, daß da ein ganz besonderer Schlag bei den Jungen war und ein besonderer Geist unter ihnen herrschte.

Beim Schießen stand dann der Alte ganz aufgeregt hinter dem Jungen und konnte seine Spannung schlecht verbergen. Und als sie dann heimwärts schritten, der junge und der alte Leitmoser, da hatte jeder eine Scheibe unter dem Arm, auf der viele Zwölfer, wenig Elfer, einige Zehner und nichts schlechteres darauf war.

Edward Wehner



Seppl läßt sich stolz von allen seinen Kameraden mit seiner „Goldenen" bewundern

So einer war BUFFALO BILL

Von Patty Frank, Verwalter des Karl-May-Museums

„Wer ihn einmal sah, vergißt ihn nie!" Dieser Ausspruch ist wohl kaum bei jemand besser angewandt, als bei Cody. Ich sah ihn sehr oft, war täglich mit ihm zusammen, aber wie gesagt, einmal genügte, um ihn nie wieder zu vergessen.

Ich erinnere nur an eine Episode, die wenig bekannt sein dürfte, aber so recht seine Kaltblütigkeit zeigt:

In einem der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rasch entstehenden Goldgräberdörfer Nordamerikas rannte eines Tages ein Betrunkener wie ein Verrückter durch die Straßen, auf jeden der ihm Entgegenkommenden den Revolver abfeuernd. Alles flüchtete in die Hütten. Der Zufall führte ihm auch Buffalo Bill in den Weg. Der Betrunkene legte an und zielte auf Cody. Im selben Augenblick winkte Buffalo Bill wie abwehrend mit der Hand und rief, als ob jemand hinter dem Besessenen stände:

„Schieß nicht! Er macht ja nur Scherz!"

Der „Betrunkene" sah sich rasch um, fiel aber im selben Augenblick von einer Kugel Buffalo Bills getroffen tot zu Boden. So rettete der Scout durch seine Geistesgegenwart nicht nur sein Leben, sondern auch das mancher andrer. In den sechziger Jahren gab es viele Männer, die mit der Geschichte des fernen Westens eng verknüpft waren. Ich erwähne nur Kit Carson, Old Jim Bridger, California Joe, Texas Jack und Pawnee Bill. Buffalo Bill ist aber wohl die markanteste Erscheinung, der Pionier des Westens. Von ebenmäßigem Wuchs, gestählt durch Wind und Wetter, lenkte er unwillkürlich aller Blicke auf sich, und oft, wenn ich mit ihm zusammensaß, konnte ich mich nicht satt sehen an dieser prächtigen Gestalt. Er erzählte nicht oft, aber wenn er anfing, hatte er alle im Bann. Wie schon erwähnt, bekleidete Buffalo Bill die Stelle eines „Scout". Welche Wichtigkeit diesen Scouts zugemessen wurde, besagt ein Ausspruch des Obersten Dodge, der wörtlich sagte: „Unter zehn als Scout angestellten Männern sind mindestens neun unbrauchbar. Unter all den Hunderten, ja Tausenden von Kundschaftern, die von der Regierung angestellt waren, gab es so wenig brauchbare Männer, daß man sie an den Fingern herzählen könnte."



Buffalo Bill 1890 in Europa

Denkmal von Buffalo Bill in Cody (Wyo.)



Buffalo Bill an der Leiche eines skalpierten Goldgräbers

Durch die Berichte des Generals Fremont wurde der Name Kit Carsons weithin bekannt, jedoch die Generale Custer, Meritt und Carr verliehen dem Namen Buffalo Bill Unsterblichkeit.

Besonders die Prärien von Kansas und Nebraska waren es, die Buffalo Bill in seiner Eigenschaft als Führer und Kundschafter unzählige Male unter Lebensgefahr durchstreifte. Heute noch höre ich ihn erzählen von seinem berühmten Ritt durch Kansas.

Es war im Frühling des Jahres 1868, als die verbündeten Komantschen und Kiowas heftige Angriffe auf die Ansiedlungen der Weißen unternahmen. Buffalo Bill war Captain Parker zugeteilt worden, der Fort Larned kommandierte. Eines Tages führte Cody eine kleine Abteilung nach Fort Sahra. Auf dem Rückweg nach Fort Larned sah er sich plötzlich von 40 bis 50 indianischen Kriegern umringt, gefangengenommen und vor den berüchtigten Häuptling Satanta geführt. Buffalo Bill wußte aber, daß Satanta kurz zuvor von General Hazen als Entschädigung für gewisse Dienste eine große Herde Vieh zugesichert worden war und der Häuptling das Eintreffen erwartete. Kaltblütig versicherte nun Cody dem Häuptling, daß er den Transport dieser zu erwartenden Herde befehlige und ein Stück vorausgeritten sei, um ihm die Ankunft zu melden. Diese Nachricht veranlaßte den Häuptling, dem Gefangenen die Waffen und sein Pferd wieder zurückzugeben, damit er die Herde auf schnellstem Weg herbeischaffe. Sehr zu seinem Mißbehagen wurde ihm ein Dutzend bewaffneter Rothäute mitgegeben.

Nun kam es darauf an, sich von diesen zu befreien. Hierzu fand sich Gelegenheit. Nachdem sie einige Stunden schweigend geritten waren, kam die Truppe durch eine Bodensenkung. Buffalo Bill blieb einige Schritte zurück und gab plötzlich seinem Pferd die Sporen. Aber schon nach wenigen Minuten war seine Flucht bemerkt, und nun ging eine wilde Jagd der überlisteten Indianer hinter Buffalo Bill her, als seien sämtliche Whiskyvorräte auf den Skalp Codys gesetzt. So begierig die Indianer waren, Codys Kopfhaut zu bekommen, so bemüht war der Eigentümer, sie zu behalten. Endlich erreichte der Flüchtling, die Verfolger auf den Fersen, die Pawnee Gabel des Arkansas-Flusses. Am jenseitigen Ufer hatte Cody das große Glück, zwei Leute des nur vier Meilen entfernten Forts Larned zu treffen. In aller Eile erzählte Buffalo Bill, worum es sich handelte, und sofort begaben sich die drei Männer in Verteidigungsstellung. Kaum hatten die Verfolger den Strom gekreuzt, knallten auch schon die Büchsen. Zwei Indianer stürzten tot zu Boden, während die anderen den Rückzug antraten. Unbehelligt zogen die drei Männer nach Fort Larned, wo sie alsbald eintrafen.

Am nächsten Tag jedoch erschienen achthundert wohlbewaffnete und berittene Krieger und begannen das Fort zu stürmen. Nachdem mehrere Angriffe zurückgeschlagen worden waren, beschlossen die Indianer eine regelrechte Belagerung des Forts. Einer solchen Belagerung war es aber auf die Dauer nicht gewachsen, und so entschloß sich der Kommandant, von dem fünfundsechzig Meilen entfernt liegenden Fort Hays Hilfe herbeizuziehen.

Wieder war es Buffalo Bill, der sich zur Beförderung der Depesche meldete, da keiner der anderen Scouts es wagte, durch die von Indianern wimmelnde Gegend zu reiten. Da die Lage im Fort immer kritischer wurde, verließ Buffalo Bill in dunkler Nacht, wohlbewaffnet, das Fort in der Richtung nach Fort Hays. Wenngleich ihm auch die stockfinstere Nacht zum Vorteil gereichte, war es dennoch nicht ausgeschlossen, daß er in der Dunkelheit in ein Indianerlager hineinritt. Dies ereignete sich auch wirklich am Walnußbach, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er es zu verdanken, daß er dem ihn verfolgenden Indianer entkam.

Bei Morgengrauen erreichte Cody seinen Bestimmungsort und konnte sich seines Auftrages entledigen. Aber der kommandierende General Sheridan befand sich in der gleichen Lage wie der Befehlshaber von Fort Larned, und da es ihm unmöglich war, einen der zahlreichen Scouts zu bewegen, eine Depesche nach dem 95 Meilen südwestlich gelegenen Fort Dodge zu bringen, obwohl 500 Dollar als Preis ausgesetzt waren, erbot sich wiederum Buffalo Bill, die Meldung zu überbringen. Er stellte nur zur Bedingung, daß ihm das beste Pferd, das im Fort vorhanden wäre, zur Verfügung gestellt würde.

Dies wurde sofort bewilligt, und so verließ er bereits um vier Uhr des gleichen Tages die Militärstation, um den gefahrvollen Weg anzutreten, auf dem einige Tage zuvor mehrere Depeschenreiter den Tod gefunden hatten. Wohlbehalten erreichte er bei Morgengrauen den bei Saw-Log-Furt gelegenen Militärposten, wechselte sein Pferd, und überreichte um zehn Uhr vormittags dem Befehlshaber von Fort Dodge die wichtigen Schriftstücke. Die 95 Meilen bewältigte Buffalo Bill in 18 Stunden.



Short Bull, berühmter Sioux-Häuptling, Lieblingsindianer von Buffalo Bill

Vor den diensttuenden Offizier geführt, bemerkte dieser:

„Es ist ein Wunder, daß ich Sie hier vor mir stehen sehe und daß Ihr Körper nicht von Kugeln durchlöchert ist wie eine Salzbüchse! Die Indianer schwärmen auf 50 Meilen in der Runde herum, und es gleicht einem Selbstmord, sich jetzt außerhalb der Forts zu bewegen. Seit mehreren Tagen wünsche ich einen Boten nach Fort Larned zu senden, jedoch hat sich noch niemand wegen der Gefährlichkeit dieses Unternehmens gemeldet."

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sagte Buffalo Bill:

„Well, Sir, ich hoffe, die Reise wird mir gelingen. Es ist sowieso mein Wunsch, nach Larned zurückzukehren."

Trotz der Bedenken des Offiziers, Cody sei zu sehr erschöpft, schlug dieser dennoch, nachdem ihn einige Stunden Schlaf gestärkt hatten, um fünf Uhr nachmittags den Rückweg nach Larned ein.



Häuptling Iron-tail gehörte lange der Buffalo-Bill-Schau an; sein Kopf war das Modell zum 5-Cent-Stück

Mit Gepard auf Buschbock und Pinselohrschwein

Auf der Farm am Fuße des Kilimandscharomassivs in unserer ehemaligen Kolonie Deutschostafrika, wo ich im vorigen Jahr zu Besuch weilte, hatte der Besitzer zwei junge Geparden aufgezogen. Geparden, Kopf und Fell einer Raubkatze ähnlich, Gestalt und Pfoten aber wie ein Hund; sind meist leicht zu zähmen. Besonders das Männchen auf unserer Farm war von größter Zutraulichkeit und schnurrte sofort, wenn man sich ihm näherte. Das Weibchen war im Gegensatz zu ihm, der nur an einer Kette wie ein Hofhund gehalten wurde, in einem großen Käfig in der Scheune eingesperrt und fauchte entsetzlich, wenn ein Mensch eintrat.

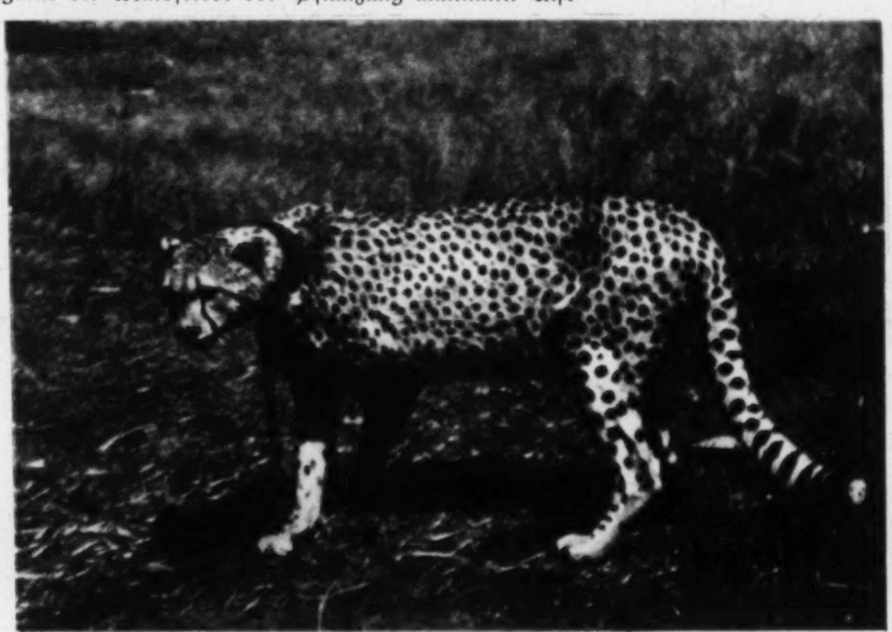
Es ist bekannt, daß auf kurzer Strecke der Gepard das schnellste Tier der Welt ist und deshalb wird er hauptsächlich wohl in Indien als Jagdgehilfe benutzt. In wenigen langen Sprüngen erreicht er jede Antilope oder Gazelle und faßt sie im Genick mit seinem scharfen Raubtiergebiß.

Mein Gastgeber, der ein passionierter afrikanischer Großwildjäger ist, hatte selbst noch keine Erfahrungen auf der Jagd mit dem Geparden gemacht, aber nachdem ich Zweifel in die Fähigkeiten seines zahmen Geparden setzte, der sofort mit mir große Freundschaft geschlossen hatte, wollte er mir den Beweis seines jagdlichen Wertes erbringen.

Die Farm grenzt an den Urwaldgürtel des Kilimandscharo und deshalb ist das häufigste Wild dort der Buschbock und das Buschschwein, welch letzteres gerne die Maisfelder der Pflanzung annimmt. Also versuchten wir eines Morgens einen Spaziergang mit dem Gepard am Rande des Urwaldes. Im hohen Grase ging der Farmer, die Büchse umgehängt und den Gepard an der Kette, vor mir her.



Junger Buschbock



Gepard

Schon als wir über den nächsten Höhenrücken kamen, entdeckten wir die Köpfe zweier Buschböcke mit ihren großen Lauschern im hohen Steppengras, die uns auch sofort eräugt hatten. Der Wind stand günstig und wir gingen schnell drauf zu. Von dem Wild war sofort nichts mehr zu sehen. Wenige Meter von der Stelle, wo die unserem Damwild ähnelnden Tiere zuletzt gestanden hatten, bekam der Gepard Wind, wir schnallten ihn los und weg war er im hohen Gras verschwunden. Nur an der Bewegung der Grashalme sahen wir die Richtung, die er genommen hatte. Wir stürzten hinterher, keuchend in der heißen Luft bergauf laufend, und kurz vor dem Waldrand bot sich uns an einer offeneren Stelle folgendes Bild: Da saß unser Gepard und hielt mit dem ganzen Gewicht seines Oberkörpers und den langen Vorderläufen den unter ihm liegenden Buschbock fest an den Boden gedrückt. Dieser war keinesfalls tot, sondern versuchte bei unserem Näherkommen krampfhaft sich zu befreien, was ihm aber nicht gelingen wollte. Unser Gepard sah uns mit seinen treuen Augen fragend an, er wußte wohl nicht, was er nun machen sollte. Von Jugend an gewohnt und erzogen zu allen Menschen und Tieren auf der Farm nett und freundlich zu sein, schien ihm nun wohl, daß er schon zu viel seinen Instinkten freien Lauf gelassen. So kam es, daß der Bock als wir nahe herangekommen waren, plötzlich frei wurde und abspringen konnte, und ehe der Jäger die Büchse an die Backe reißen konnte, im Wald verschwunden war.

Wir beschlossen unseren Jagdversuch am nächsten Morgen zu wiederholen, und zwar noch früher in der Dämmerung aufzubrechen, um auf Buschschweine zu stoßen, die ja bei allem Raubwild besonders beliebt sind. Außerdem war es nötig, alle paar Tage ein Stück Wild zu erlegen, denn zwei solche Raubtiere auf der Farm müssen ja auch ernährt werden. Warum sollte er sich also sein Futter nicht mal selbst besorgen. Erst am übernächsten Tage hatten wir Glück. Eine größere Rotte Pinselohrschweine zog am frühen Morgen von den Feldern kommend dem Urwald zu. Nur an einigen lichten Stellen konnten wir mit dem Glas die rotleuchtenden Rücken im dichten Pori ausmachen. Wir pirschten sofort unter Wind näher heran, und konnten bald den Geparden loslassen. Nach Sekunden schon entstand vor uns ein höllischer Spektakel. An einer aufwirbelnden Staubwolke erkannten wir die Stelle, wo der Gepard mit dem laut quietschenden Schwein kämpfte. Diesmal hatte er sich fest im Nacken des Keilers verbissen und ließ nicht locker, soviel dieser sich auch hin und herwarf. Der Farmer hatte, sobald wir freie Sicht bekamen, das Gewehr angelegt, um sich diesmal keinesfalls den Braten entkommen zu lassen. Da es aber geraume Zeit dauerte und der Gepard nicht von seinem Opfer ließ, gingen wir näher, so daß ein gutgezielter Kopfschuß dem roten Keiler ein Ende bereitete.

Der brave Gepard war schwer wieder von seiner Beute wegzubekommen, Wildschwein ist eben doch ein besonders gutes Fressen, und auch uns hat schon am Abend desselben Tages das von unserem Pischi (Negerkoch) erstklassig zubereitete Filet ausgezeichnet gemundet.



Pinselohr- oder Buschschweinkeiler



Buffalo Bill an der Leiche eines skalpierten Goldgräbers

Durch die Berichte des Generals Fremont wurde der Name Kit Carsons weithin bekannt, jedoch die Generale Custer, Meritt und Carr verliehen dem Namen Buffalo Bill Unsterblichkeit.

Besonders die Prärien von Kansas und Nebraska waren es, die Buffalo Bill in seiner Eigenschaft als Führer und Kundschafter unzählige Male unter Lebensgefahr durchstreifte. Heute noch höre ich ihn erzählen von seinem berühmten Ritt durch Kansas.

Es war im Frühling des Jahres 1868, als die verbündeten Komantschen und Kiowas heftige Angriffe auf die Ansiedlungen der Weißen unternahmen. Buffalo Bill war Captain Parker zugeteilt worden, der Fort Larned kommandierte. Eines Tages führte Cody eine kleine Abteilung nach Fort Sahra. Auf dem Rückweg nach Fort Larned sah er sich plötzlich von 40 bis 50 indianischen Kriegern umringt, gefangengenommen und vor den berüchtigten Häuptling Satanta geführt. Buffalo Bill wußte aber, daß Satanta kurz zuvor von General Hazen als Entschädigung für gewisse Dienste eine große Herde Vieh zugesichert worden war und der Häuptling das Eintreffen erwartete. Kaltblütig versicherte nun Cody dem Häuptling, daß er den Transport dieser zu erwartenden Herde befehlige und ein Stück vorausgeritten sei, um ihm die Ankunft zu melden. Diese Nachricht veranlaßte den Häuptling, dem Gefangenen die Waffen und sein Pferd wieder zurückzugeben, damit er die Herde auf schnellstem Weg herbeischaffe. Sehr zu seinem Mißbehagen wurde ihm ein Dutzend bewaffneter Rothäute mitgegeben.

Nun kam es darauf an, sich von diesen zu befreien. Hierzu fand sich Gelegenheit. Nachdem sie einige Stunden schweigend geritten waren, kam die Truppe durch eine Bodensenkung. Buffalo Bill blieb einige Schritte zurück und gab plötzlich seinem Pferd die Sporen. Aber schon nach wenigen Minuten war seine Flucht bemerkt, und nun ging eine wilde Jagd der überlisteten Indianer hinter Buffalo Bill her, als seien sämtliche Whiskyvorräte auf den Skalp Codys gesetzt. So begierig die Indianer waren, Codys Kopfhaut zu bekommen, so bemüht war der Eigentümer, sie zu behalten. Endlich erreichte der Flüchtling, die Verfolger auf den Fersen, die Pawnee Gabel des Arkansas-Flusses. Am jenseitigen Ufer hatte Cody das große Glück, zwei Leute des nur vier Meilen entfernten Forts Larned zu treffen. In aller Eile erzählte Buffalo Bill, worum es sich handelte, und sofort begaben sich die drei Männer in Verteidigungsstellung. Kaum hatten die Verfolger den Strom gekreuzt, knallten auch schon die Büchsen. Zwei Indianer stürzten tot zu Boden, während die anderen den Rückzug antraten. Unbehelligt zogen die drei Männer nach Fort Larned, wo sie alsbald eintrafen.

Am nächsten Tag jedoch erschienen achthundert wohlbewaffnete und berittene Krieger und begannen das Fort zu stürmen. Nachdem mehrere Angriffe zurückgeschlagen worden waren, beschlossen die Indianer eine regelrechte Belagerung des Forts. Einer solchen Belagerung war es aber auf die Dauer nicht gewachsen, und so entschloß sich der Kommandant, von dem fünfundsechzig Meilen entfernt liegenden Fort Hays Hilfe herbeizuziehen.

Wieder war es Buffalo Bill, der sich zur Beförderung der Depesche meldete, da keiner der anderen Scouts es wagte, durch die von Indianern wimmelnde Gegend zu reiten. Da die Lage im Fort immer kritischer wurde, verließ Buffalo Bill in dunkler Nacht, wohlbewaffnet, das Fort in der Richtung nach Fort Hays. Wenngleich ihm auch die stockfinstere Nacht zum Vorteil gereichte, war es dennoch nicht ausgeschlossen, daß er in der Dunkelheit in ein Indianerlager hineinritt. Dies ereignete sich auch wirklich am Walnußbach, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er es zu verdanken, daß er dem ihn verfolgenden Indianer entkam.

Bei Morgengrauen erreichte Cody seinen Bestimmungsort und konnte sich seines Auftrages entledigen. Aber der kommandierende General Sheridan befand sich in der gleichen Lage wie der Befehlshaber von Fort Larned, und da es ihm unmöglich war, einen der zahlreichen Scouts zu bewegen, eine Depesche nach dem 95 Meilen südwestlich gelegenen Fort Dodge zu bringen, obwohl 500 Dollar als Preis ausgesetzt waren, erbot sich wiederum Buffalo Bill, die Meldung zu überbringen. Er stellte nur zur Bedingung, daß ihm das beste Pferd, das im Fort vorhanden wäre, zur Verfügung gestellt würde.

Dies wurde sofort bewilligt, und so verließ er bereits um vier Uhr des gleichen Tages die Militärstation, um den gefahrvollen Weg anzutreten, auf dem einige Tage zuvor mehrere Depeschenreiter den Tod gefunden hatten. Wohlbehalten erreichte er bei Morgengrauen den bei Saw-Log-Furt gelegenen Militärposten, wechselte sein Pferd, und überreichte um zehn Uhr vormittags den Befehlshaber von Fort Dodge die wichtigen Schriftstücke. Die 95 Meilen bewältigte Buffalo Bill in 18 Stunden.

Vor den diensttuenden Offizier geführt, bemerkte dieser:

„Es ist ein Wunder, daß ich Sie hier vor mir stehen sehe und daß Ihr Körper nicht von Kugeln durchlöchert ist wie eine Salzbüchse! Die Indianer schwärmen auf 50 Meilen in der Runde herum, und es gleicht einem Selbstmord, sich jetzt außerhalb der Forts zu bewegen. Seit mehreren Tagen wünsche ich einen Boten nach Fort Larned zu senden, jedoch hat sich noch niemand wegen der Gefährlichkeit dieses Unternehmens gemeldet."

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sagte Buffalo Bill:

„Well, Sir, ich hoffe, die Reise wird mir gelingen. Es ist sowieso mein Wunsch, nach Larned zurückzukehren."

Trotz der Bedenken des Offiziers, Cody sei zu sehr erschöpft, schlug dieser dennoch, nachdem ihn einige Stunden Schlaf gestärkt hatten, um fünf Uhr nachmittags den Rückweg nach Larned ein.



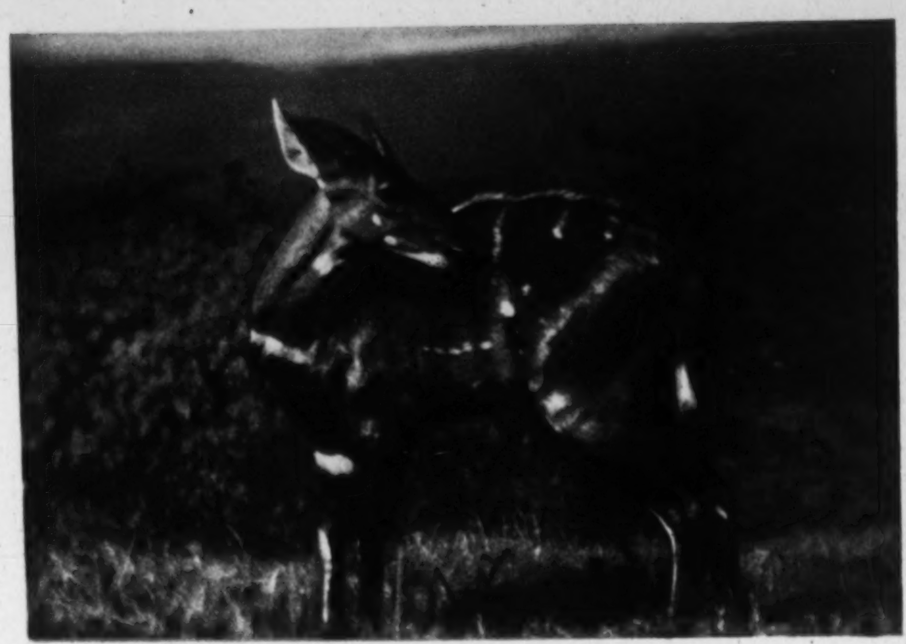
Short Bull, berühmter Sioux-Häuptling, Lieblingsindianer von Buffalo Bill

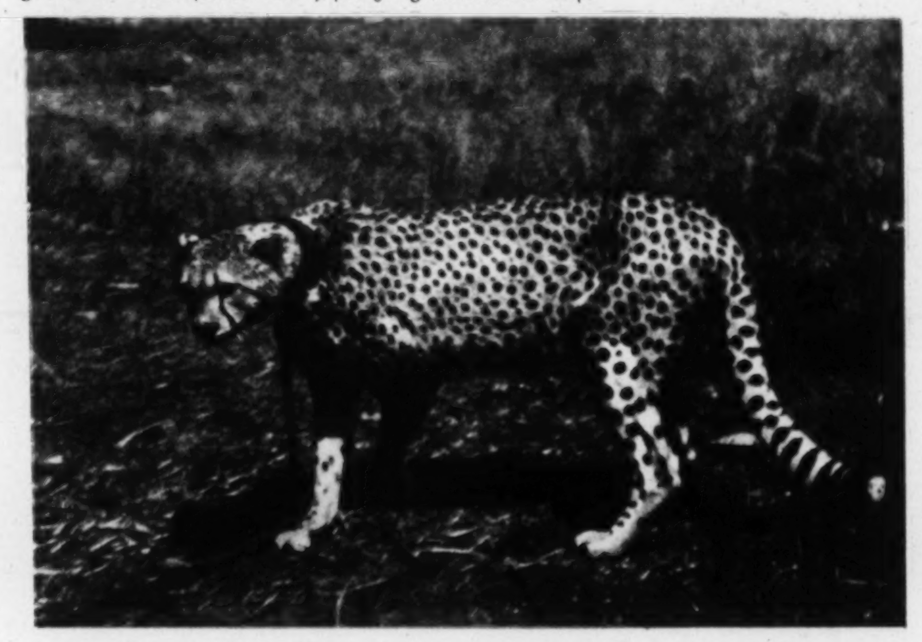


Häuptling Iron-tail gehörte lange der Buffalo-Bill-Schau an; sein Kopf war das Modell zum 5-Cent-Stück

Mit Gepard auf Buschbock und Pinselohrschwein

Auf der Farm am Fuße des Kilimandscharo-massivs in unserer ehemaligen Kolonie Deutschost-afrika, wo ich im vorigen Jahr zu Besuch weilte, hatte der Besitzer zwei junge Geparden aufgezogen. Geparden, Kopf und Fell einer Raubkatze ähnlich, Gestalt und Pfoten aber wie ein Hund; sind meist leicht zu zähmen. Besonders das Männchen auf unserer Farm war von größter Zutraulichkeit und schnurrte sofort, wenn man sich ihm näherte. Das Weibchen war im Gegensatz zu ihm, der nur an einer Kette wie ein Hofhund gehalten wurde, in einem großen Käfig in der Scheune eingesperrt und fauchte entsetzlich, wenn ein Mensch eintrat.
Es ist bekannt, daß auf kurzer Strecke der Gepard das schnellste Tier der Welt ist und deshalb wird er hauptsächlich wohl in Indien als Jagdgehilfe benutzt. In wenigen langen Sprüngen erreicht er jede Antilope oder Gazelle und faßt sie im Genick mit seinem scharfen Raubtiergebiß.
Mein Gastgeber, der ein passionierter afrikanischer Großwildjäger ist, hatte selbst noch keine Erfahrungen auf der Jagd mit dem Geparden gemacht, aber nachdem ich Zweifel in die Fähigkeiten seines zahmen Geparden setzte, der sofort mit mir große Freundschaft geschlossen hatte, wollte er mir den Beweis seines jagdlichen Wertes erbringen.
Die Farm grenzt an den Urwaldgürtel des Kilimandscharo und deshalb ist das häufigste Wild dort der Buschbock und das Buschschwein, welch letzteres gerne die Maisfelder der Pflanzung annimmt. Also versuchten wir eines Morgens einen Spaziergang mit dem Gepard am Rande des Urwaldes. Im hohen Grase ging der Farmer, die Büchse umgehängt und den Gepard an der Kette, vor mir her.
Schon als wir über den nächsten Höhenrücken kamen, entdeckten wir die Köpfe zweier Buschböcke mit ihren großen Lauschern im hohen Steppengras, die uns auch sofort eräugt hatten. Der Wind stand günstig und wir gingen schnell drauf zu. Von dem Wild war sofort nichts mehr zu sehen. Wenige Meter von der Stelle, wo die unserem Damwild ähnelnden Tiere zuletzt gestanden hatten, bekam der Gepard Wind, wir schnallten ihn los und weg war er im hohen Gras verschwunden. Nur an der Bewegung der Grashalme sahen wir die Richtung, die er genommen hatte. Wir stürzten hinterher, keuchend in der heißen Luft bergauf laufend, und kurz vor dem Waldrand bot sich uns an einer offeneren Stelle folgendes Bild: Da saß unser Gepard und hielt mit dem ganzen Gewicht seines Oberkörpers und den langen Vorderläufen den unter ihm liegenden Buschbock fest an den Boden gedrückt. Dieser war keinesfalls tot, sondern versuchte bei unserem Näherkommen krampfhaft sich zu befreien, was ihm aber nicht gelingen wollte. Unser Gepard sah uns mit seinen treuen Augen fragend an, er wußte wohl nicht, was er nun machen sollte. Von Jugend an gewohnt und erzogen zu allen Menschen und Tieren auf der Farm nett und freundlich zu sein, schien ihm nun wohl, daß er schon zu viel seinen Instinkten freien Lauf gelassen. So kam es, daß der Bock als wir nahe herangekommen waren, plötzlich frei wurde und abspringen konnte, und ehe der Jäger die Büchse an die Backe reißen konnte, im Wald verschwunden war.
Wir beschlossen unseren Jagdversuch am nächsten Morgen zu wiederholen, und zwar noch früher in der Dämmerung aufzubrechen, um auf Buschschweine zu stoßen, die ja bei allem Raubwild besonders beliebt sind. Außerdem war es nötig, alle paar Tage ein Stück Wild zu erlegen, denn zwei solche Raubtiere auf der Farm müssen ja auch ernährt werden. Warum sollte er sich also sein Futter nicht mal selbst besorgen.
Erst am übernächsten Tage hatten wir Glück. Eine größere Rotte Pinselohrschweine zog am frühen Morgen von den Feldern kommend dem Urwald zu. Nur an einigen lichten Stellen konnten wir mit dem Glas die rotleuchtenden Rücken im dichten Pori ausmachen. Wir pirschten sofort unter Wind näher heran, und konnten bald den Geparden loslassen. Nach Sekunden schon entstand vor uns ein höllischer Spektakel. An einer aufwirbelnden Staubwolke erkannten wir die Stelle, wo der Gepard mit dem laut quietschenden Schwein kämpfte. Diesmal hatte er sich fest im Nacken des Keilers verbissen und ließ nicht locker, soviel dieser sich auch hin und herwarf. Der Farmer hatte, sobald wir freie Sicht bekamen, das Gewehr angelegt, um sich diesmal keinesfalls den Braten entkommen zu lassen. Da es aber geraume Zeit dauerte und der Gepard nicht von seinem Opfer ließ, gingen wir näher, so daß ein gutgezielter Kopfschuß dem roten Keiler ein Ende bereitete.
Der brave Gepard war schwer wieder von seiner Beute wegzubekommen, Wildschwein ist eben doch ein besonders gutes Fressen, und auch uns hat schon am Abend desselben Tages das von unserem Pischi (Negerkoch) erstklassig zubereitete Filet ausgezeichnet gemundet.


Junger Buschbock


Gepard


Pinselohr- oder Buschschweinkeiler



Buffalo Bill an der Leiche eines skalpierten Goldgräbers

Durch die Berichte des Generals Fremont wurde der Name Kit Carsons weithin bekannt, jedoch die Generale Custer, Meritt und Carr verliehen dem Namen Buffalo Bill Unsterblichkeit.

Besonders die Prärien von Kansas und Nebraska waren es, die Buffalo Bill in seiner Eigenschaft als Führer und Kundschafter unzählige Male unter Lebensgefahr durchstreifte. Heute noch höre ich ihn erzählen von seinem berühmten Ritt durch Kansas.

Es war im Frühling des Jahres 1868, als die verbündeten Komantschen und Kiowas heftige Angriffe auf die Ansiedlungen der Weißen unternahmen. Buffalo Bill war Captain Parker zugeteilt worden, der Fort Larned kommandierte. Eines Tages führte Cody eine kleine Abteilung nach Fort Sahra. Auf dem Rückweg nach Fort Larned sah er sich plötzlich von 40 bis 50 indianischen Kriegern umringt, gefangengenommen und vor den berüchtigten Häuptling Satanta geführt. Buffalo Bill wußte aber, daß Satanta kurz zuvor von General Hazen als Entschädigung für gewisse Dienste eine große Herde Vieh zugesichert worden war und der Häuptling das Eintreffen erwartete. Kaltblütig versicherte nun Cody dem Häuptling, daß er den Transport dieser zu erwartenden Herde befehlige und ein Stück vorausgeritten sei, um ihm die Ankunft zu melden. Diese Nachricht veranlaßte den Häuptling, dem Gefangenen die Waffen und sein Pferd wieder zurückzugeben, damit er die Herde auf schnellstem Weg herbeischaffe. Sehr zu seinem Mißbehagen wurde ihm ein Dutzend bewaffneter Rothäute mitgegeben.

Nun kam es darauf an, sich von diesen zu befreien. Hierzu fand sich Gelegenheit. Nachdem sie einige Stunden schweigend geritten waren, kam die Truppe durch eine Bodensenkung. Buffalo Bill blieb einige Schritte zurück und gab plötzlich seinem Pferd die Sporen. Aber schon nach wenigen Minuten war seine Flucht bemerkt, und nun ging eine wilde Jagd der überlisteten Indianer hinter Buffalo Bill her, als seien sämtliche Whiskyvorräte auf den Skalp Codys gesetzt. So begierig die Indianer waren, Codys Kopfhaut zu bekommen, so bemüht war der Eigentümer, sie zu behalten. Endlich erreichte der Flüchtling, die Verfolger auf den Fersen, die Pawnee Gabel des Arkansas-Flusses. Am jenseitigen Ufer hatte Cody das große Glück, zwei Leute des nur vier Meilen entfernten Forts Larned zu treffen. In aller Eile erzählte Buffalo Bill, worum es sich handelte, und sofort begaben sich die drei Männer in Verteidigungsstellung. Kaum hatten die Verfolger den Strom gekreuzt, knallten auch schon die Büchsen. Zwei Indianer stürzten tot zu Boden, während die anderen den Rückzug antraten. Unbehelligt zogen die drei Männer nach Fort Larned, wo sie alsbald eintrafen.

Am nächsten Tag jedoch erschienen achthundert wohlbewaffnete und berittene Krieger und begannen das Fort zu stürmen. Nachdem mehrere Angriffe zurückgeschlagen worden waren, beschlossen die Indianer eine regelrechte Belagerung des Forts. Einer solchen Belagerung war es aber auf die Dauer nicht gewachsen, und so entschloß sich der Kommandant, von dem fünfundsechzig Meilen entfernt liegenden Fort Hays Hilfe herbeizuziehen.

Wieder war es Buffalo Bill, der sich zur Beförderung der Depesche meldete, da keiner der anderen Scouts es wagte, durch die von Indianern wimmelnde Gegend zu reiten. Da die Lage im Fort immer kritischer wurde, verließ Buffalo Bill in dunkler Nacht, wohlbewaffnet, das Fort in der Richtung nach Fort Hays. Wenngleich ihm auch die stockfinstere Nacht zum Vorteil gereichte, war es dennoch nicht ausgeschlossen, daß er in der Dunkelheit in ein Indianerlager hineinritt. Dies ereignete sich auch wirklich am Walnußbach, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er es zu verdanken, daß er dem ihn verfolgenden Indianer entkam.

Bei Morgengrauen erreichte Cody seinen Bestimmungsort und konnte sich seines Auftrages entledigen. Aber der kommandierende General Sheridan befand sich in der gleichen Lage wie der Befehlshaber von Fort Larned, und da es ihm unmöglich war, einen der zahlreichen Scouts zu bewegen, eine Depesche nach dem 95 Meilen südwestlich gelegenen Fort Dodge zu bringen, obwohl 500 Dollar als Preis ausgesetzt waren, erbot sich wiederum Buffalo Bill, die Meldung zu überbringen. Er stellte nur zur Bedingung, daß ihm das beste Pferd, das im Fort vorhanden wäre, zur Verfügung gestellt würde.

Dies wurde sofort bewilligt, und so verließ er bereits um vier Uhr des gleichen Tages die Militärstation, um den gefahrvollen Weg anzutreten, auf dem einige Tage zuvor mehrere Depeschenreiter den Tod gefunden hatten. Wohlbehalten erreichte er bei Morgengrauen den bei Saw-Log-Furt gelegenen Militärposten, wechselte sein Pferd, und überreichte um zehn Uhr vormittags dem Befehlshaber von Fort Dodge die wichtigen Schriftstücke. Die 95 Meilen bewältigte Buffalo Bill in 18 Stunden.



Short Bull, berühmter Sioux-Häuptling, Lieblingsindianer von Buffalo Bill

Vor den diensttuenden Offizier geführt, bemerkte dieser:

„Es ist ein Wunder, daß ich Sie hier vor mir stehen sehe und daß Ihr Körper nicht von Kugeln durchlöchert ist wie eine Salzbüchse! Die Indianer schwärmen auf 50 Meilen in der Runde herum, und es gleicht einem Selbstmord, sich jetzt außerhalb der Forts zu bewegen. Seit mehreren Tagen wünsche ich einen Boten nach Fort Larned zu senden, jedoch hat sich noch niemand wegen der Gefährlichkeit dieses Unternehmens gemeldet."

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sagte Buffalo Bill:

„Well, Sir, ich hoffe, die Reise wird mir gelingen. Es ist sowieso mein Wunsch, nach Larned zurückzukehren."

Trotz der Bedenken des Offiziers, Cody sei zu sehr erschöpft, schlug dieser dennoch, nachdem ihn einige Stunden Schlaf gestärkt hatten, um fünf Uhr nachmittags den Rückweg nach Larned ein.



Häuptling Iron-tail gehörte lange der Buffalo-Bill-Schau an; sein Kopf war das Modell zum 5-Cent-Stück

Mit Gepard auf Buschbock und Pinselohrschwein

Auf der Farm am Fuße des Kilimandscharomassivs in unserer ehemaligen Kolonie Deutschostafrika, wo ich im vorigen Jahr zu Besuch weilte, hatte der Besitzer zwei junge Geparden aufgezogen. Geparden, Kopf und Fell einer Raubkatze ähnlich, Gestalt und Pfoten aber wie ein Hund; sind meist leicht zu zähmen. Besonders das Männchen auf unserer Farm war von größter Zutraulichkeit und schnurrte sofort, wenn man sich ihm näherte. Das Weibchen war im Gegensatz zu ihm, der nur an einer Kette wie ein Hofhund gehalten wurde, in einem großen Käfig in der Scheune eingesperrt und fauchte entsetzlich, wenn ein Mensch eintrat.

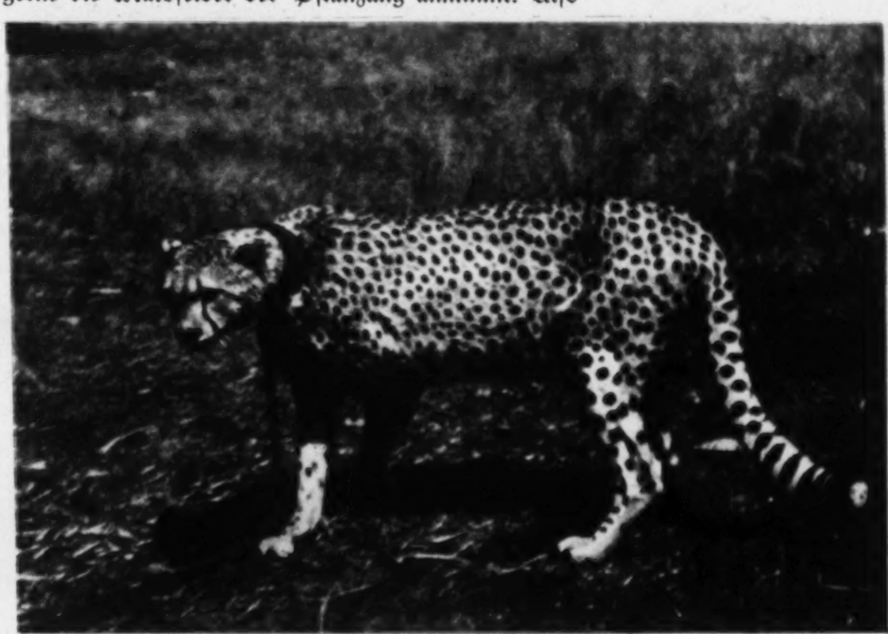
Es ist bekannt, daß auf kurzer Strecke der Gepard das schnellste Tier der Welt ist und deshalb wird er hauptsächlich wohl in Indien als Jagdgehilfe benutzt. In wenigen langen Sprüngen erreicht er jede Antilope oder Gazelle und faßt sie im Genick mit seinem scharfen Raubtiergebiß.

Mein Gastgeber, der ein passionierter afrikanischer Großwildjäger ist, hatte selbst noch keine Erfahrungen auf der Jagd mit dem Geparden gemacht, aber nachdem ich Zweifel in die Fähigkeiten seines zahmen Geparden setzte, der sofort mit mir große Freundschaft geschlossen hatte, wollte er mir den Beweis seines jagdlichen Wertes erbringen.

Die Farm grenzt an den Urwaldgürtel des Kilimandscharo und deshalb ist das häufigste Wild dort der Buschbock und das Buschschwein, welch letzteres gerne die Maisfelder der Pflanzung annimmt. Also



Junger Buschbock



Gepard

versuchten wir eines Morgens einen Spaziergang mit dem Gepard am Rande des Urwaldes. Im hohen Grase ging der Farmer, die Büchse umgehängt und den Gepard an der Kette, vor mir her.

Schon als wir über den nächsten Höhenrücken kamen, entdeckten wir die Köpfe zweier Buschböcke mit ihren großen Lauschern im hohen Steppengras, die uns auch sofort eräugt hatten. Der Wind stand günstig und wir gingen schnell drauf zu. Von dem Wild war sofort nichts mehr zu sehen. Wenige Meter von der Stelle, wo die unserem Damwild ähnelnden Tiere zuletzt gestanden hatten, bekam der Gepard Wind, wir schnallten ihn los und weg war er im hohen Gras verschwunden. Nur an der Bewegung der Grashalme sahen wir die Richtung, die er genommen hatte. Wir stürzten hinterher, keuchend in der heißen Luft bergauf laufend, und kurz vor dem Waldrand bot sich uns an einer offeneren Stelle folgendes Bild: Da saß unser Gepard und hielt mit dem ganzen Gewicht seines Oberkörpers und den langen Vorderläufen den unter ihm liegenden Buschbock fest an den Boden gedrückt. Dieser war keinesfalls tot, sondern versuchte bei unserem Näherkommen krampfhaft sich zu befreien, was ihm aber nicht gelingen wollte. Unser Gepard sah uns mit seinen treuen Augen fragend an, er wußte wohl nicht, was er nun machen sollte. Von Jugend an gewohnt und erzogen zu allen Menschen und Tieren auf der Farm nett und freundlich zu sein, schien ihm nun wohl, daß er schon zu viel seinen Instinkten freien Lauf gelassen. So kam es, daß der Bock als wir nahe herangekommen waren, plötzlich frei wurde und abspringen konnte, und ehe der Jäger die Büchse an die Backe reißen konnte, im Wald verschwunden war.

Wir beschlossen unseren Jagdversuch am nächsten Morgen zu wiederholen, und zwar noch früher in der Dämmerung aufzubrechen, um auf Buschschweine zu stoßen, die ja bei allem Raubwild besonders beliebt sind. Außerdem war es nötig, alle paar Tage ein Stück Wild zu erlegen, denn zwei solche Raubtiere auf der Farm müssen ja auch ernährt werden. Warum sollte er sich also sein Futter nicht mal selbst besorgen.

Erst am übernächsten Tage hatten wir Glück. Eine größere Rotte Pinselohrschweine zog am frühen Morgen von den Feldern kommend dem Urwald zu. Nur an einigen lichten Stellen konnten wir mit dem Glas die rotleuchtenden Rücken im dichten Pori ausmachen. Wir pirschten sofort unter Wind näher heran, und konnten bald den Geparden loslassen. Nach Sekunden schon entstand vor uns ein höllischer Spektakel. An einer aufwirbelnden Staubwolke erkannten wir die Stelle, wo der Gepard mit dem laut quietschenden Schwein kämpfte. Diesmal hatte er sich fest im Nacken des Keilers verbissen und ließ nicht locker, soviel dieser sich auch hin und herwarf. Der Farmer hatte, sobald wir freie Sicht bekamen, das Gewehr angelegt, um sich diesmal keinesfalls den Braten entkommen zu lassen. Da es aber geraume Zeit dauerte und der Gepard nicht von seinem Opfer ließ, gingen wir näher, so daß ein gutgezielter Kopfschuß dem roten Keiler ein Ende bereitete.

Der brave Gepard war schwer wieder von seiner Beute wegzubekommen, Wildschwein ist eben doch ein besonders gutes Fressen, und auch uns hat schon am Abend desselben Tages das von unserem Pischi (Negerkoch) erstklassig zubereitete Filet ausgezeichnet gemundet.



Pinselohr- oder Buschschweinkeiler



Wenn die Soldaten ....

Militärmusik von einst

Wenn die Musik kommt — dann eilen die Menschen an die Fenster oder auf die Straße, nicht nur, um die Soldaten zu sehen, die vorübermarschieren, sondern auch, um sich von dem Klang der Marschmusik mitreißen zu lassen. Wenn schon von weitem der Trommelklang zu hören ist, wenn dann die Fanfaren schmettern und die Instrumente im Sonnenlicht aufblitzen, das alles hat schon seit uralten Zeiten die Liebe und Begeisterung des Volkes geweckt. Kein Volk ist so mit seinen Militärmärschen aufgewachsen und groß geworden, wie das deutsche. Das klingende Spiel der Wehrmacht ist das Bindeglied zwischen Volk und Heer, das zum Herzen dringt. Musik im Dienste des Krieges und Waffenhandwerks hat es schon zu allen Zeiten gegeben. Blasinstrumente mit starkem, durchdringendem Klang besaßen schon die antiken Völker, um Signale zu geben. Die Germanen bedienten sich dazu großer Stierhörner, die sie neben Schlagzeugtrommeln und Kriegsgesängen in der Schlacht ertönen ließen.

Während Trommeln und Pfeifen die eigentlichen Begleiter der Fußtruppen durch Jahrhunderte waren und heute noch an der Spitze unserer Regimenter marschieren, kamen im Mittelalter Trompeter und Pauker als typische Vertreter der Feldmusik der Reiterei hinzu. Daneben entwickelte sich jedoch schon damals eine aus vielfältigen Instrumenten bestehende Heeresmusik.

Erst mit der Bildung der stehenden Heere wurde auch die Militärmusik

Landsknechts-Pfeifer und -Trommler

Hornist aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Schalmeienbläser um 1700

Fagottist

Hornist der Reiterei und Trommler der Fußtruppen des 18. Jahrhunderts

Tambourmajor und Hornist mit Flügelhorn

bis heute

organisiert, deren Kern das althergebrachte Feldspiel bildete. Die Musiker erhielten besondere farbenfreudige Uniformen und Abzeichen, und auch die Instrumente wurden aus glänzendem Messing hergestellt und reich verziert.

Unter der Regierung des Soldatenkönigs wurde die Trompete auch der Infanteriemusik einverleibt. Mit ihr wurde nun abends in der ganzen Armee zum Zapfenstreich geblasen.

Nach den Türkenkriegen fanden verschiedene Neuerungen nach dem Vorbild der Janitscharenmusik in den Musikkorps Eingang. Außer dem Beckenschläger war es besonders der Schellenbaum, der von nun an als prächtige Standarte den Musikkapellen der Regimenter vorausgetragen wurde.

Aus den Signalen entwickelten sich allmählich die Präsentier-, Sturm- und Generalmärsche, während die Regimentsmärsche hauptsächlich aus Liedern, die auf dem Marsche unter Begleitung von Trommeln und Pfeifen gesungen wurden, entstanden. Zweifellos stammen viele altpreußische Militärmärsche aus der friderizianischen Zeit, doch sind auch später in Friedens- und besonders in Kriegszeiten manche schneidigen Märsche entstanden, deren Rhythmus den Schritt der Truppe regelt und ermuntert, und das Herz eines jeden Soldaten höher schlagen läßt.

War nach dem Weltkrieg der Glanz der deutschen Heeresmusik stark verblaßt, so hat jetzt die neue Zeit der deutschen Wehrmacht die alte Tradition wieder aufgenommen und die alten Märsche wie die neuen, die im jetzigen Kriege entstanden sind, klingen mit stärkerer Macht denn je auf den Straßen und Plätzen und durch den Rundfunk zu den Herzen des deutschen Volkes.

Kesselpauker des Gardedukorps

Militärmusiker vor dem Weltkrieg

Signalhornist



Spielleute der deutschen Wehrmacht

Fanfare des Arbeitsdienstes

Jungvolktrommler

Schellenbaum der


Die Eroberung von Züpfelburg
Drei Jahre lag ein Ritterheer
Vor Züpfelburg. Das wehrt sich sehr,
So daß die Hoffnungen schon schwinden,
Je diesen Ort zu überwinden.
Ein Junge kam mit Dudelsack
Und einem ganzen Köterpack,
Und sprach: „Ihr Herren — nur durch List
Die Züpfelburg zu nehmen ist.“
Dann packt der Junge Hund bei Hund,
Fängt ein die kleinen Flöhlein und
Sperrt diese in den Dudel rin,
Schießt ihn den Züpfelburgern hin.
Sofort bläst einer aus dem Korps
Ein lustig Stück den andern vor,
Wobei das, was der Sack enthält,
Die Züpfelburger überfällt.
Nun stürmt, wie sie sich eifrig jücken,
Das Ritterheer der Mauer Lücken,
So ward die Züpfelburg — o weh!
Erobert durch 'nen Sack voll Flöh.
Verse: Peter Purzelbaum



Buffalo Bill-Museum und Grabstätte in der Stadt Cody (Wyo.)

„In der Hälfte des Weges, am Coon Creek", so erzählte Buffalo Bill, „beging ich eine Dummheit. Unvorsichtig verließ ich mein Pferd, um einen Schluck Wasser zu mir zu nehmen. Plötzlich wurde mein Tier jedoch durch irgend etwas erschreckt und rannte, den Weg nach Fort Larned einschlagend, im Galopp davon. Mir gelang es trotz aller List nicht, an das Tier heranzukommen. Schließlich übermannte mich der Zorn, und ich streckte es mit einem wohlgezielten Büchsenschuß nieder."

Den Sattel und das Reitzeug auf den Schultern tragend, kam Buffalo Bill nach einigen Stunden im Fort Larned, das bereits durch General Hazen entsetzt worden war, an.

Während seiner Abwesenheit von Fort Larned war abermals eine Depeschenübersendung an General Sheridan dringend geworden, zu deren Überbringung sich wieder niemand bereiterklären wollte. Kurzerhand bot sich Buffalo Bill an. Wiederum die Nacht ausnutzend, gelangte Cody am folgenden Morgen wohlbehalten in Fort Hays an. General Sheridan war natürlich aufs höchste erstaunt, Cody so bald wieder vor Gesicht zu bekommen.

Heute noch sehe ich ihn, wie er uns erzählte, daß er unter den schwierigsten Verhältnissen insgesamt 335 englische Meilen in 58 Stunden Rittes zurückgelegt hat, einschließlich eines Weges von 35 Meilen, den er gezwungen war, zu Fuß zurückzulegen.

Wenn man bedenkt, daß die Entfernungen bei Nacht zurückgelegt werden mußten, Ströme und Bäche zu kreuzen waren, daß es keinen Weg und keine Straße als Anhaltspunkt gab, sondern im Gegenteil die Prärie von Indianern wimmelte, so erscheint diese Leistung kaum glaublich.

Auch General Sheridan war darüber so sehr überrascht, daß er ihn sofort zum Obersten der Scouts ernannte.

Als im Jahre 1857 die Kansas Pacific-Bahn gebaut wurde, verpflichtete ihn die Gesellschaft, die Bahnarbeiter mit Fleisch zu versorgen. Während dieser Zeit, insgesamt 18 Monate, erlegte Buffalo Bill nicht weniger als 4280 Büffel.

Den Beinamen Buffalo Bill erhielt Cody durch folgende Episode:

Eines Tages traf Cody inmitten der Prärie auf eine Militärexpedition, der 60 Pawnee-Indianer als Kundschafter beigegeben waren. Im Laufe des Tages nun stieß man auf eine Büffelherde, die von den Indianern umzingelt und wobei 25 dieser Tiere erlegt wurden. Als man bald darauf eine zweite Herde sichtete, bat Cody den General um die Erlaubnis, die Herde allein anzugreifen, um den Indianern zu zeigen, wie man Büffel schießt. Ganz gegen den Willen der roten Männer, die befürchteten, der weiße Schwätzer würde die Tiere nur verscheuchen, wurde ihm der Wunsch gewährt.

Cody ritt, die Zügel seines auf Büffeljagden dressierten Pferdes im Munde haltend, allein in die Herde hinein, bald links, bald rechts knallten die Schüsse seiner Repetierbüchse; so ging es im schärfsten Galopp mit der Herde dahin, während er 48 Büffel erlegte.

Höchlichst erstaunt darüber, von einem Weißen in ihrer nur ihnen eigenen Kunst übertroffen zu werden, nannten sie Cody von dieser Zeit an Buffalo Bill, wenn ihnen auch der Name Pahking hangska, d. h. „Langhauer", geläufiger war.

„Ja", sagte Buffalo Bill sinnend, „wie gern hätten sie sich diesen geholt", indem er auf seine Kopfhaut wies, „aber wie ihr seht, Gentlemen, sitzt es noch fest."

Eine seiner Ruhmestaten war der Zweikampf mit dem Cheyenne-Häuptling „Yellow Hand" = „Gelbe Hand".

Buffalo Bill war als Scout dem General Merritt beigegeben, als sie eines Tages auf einen größeren Trupp Indianer stießen, die sofort den Kampf aufnahmen. Während des Scharmützels erblickte die „Gelbe Hand" den berühmten Scout; Yellow Hand sprengte vor und rief:

„Ich kenne dich, Pahing hangska, du viel töten Indians, ich großer Häuptling, töten viele Blaßgesichter, komm und kämpf jetzt mit mir."

Nun will ich das Folgende Cody reden lassen: ich habe es mehr als einmal aus seinem Mund gehört.

„All right", rief ich, „die Indianer und die Weißen mögen zurückbleiben und zusehen, wie Yellow Hand und Langhauer mit den Büchsen fechten.

In vollem Lauf ritten wir aufeinander los. In einer Entfernung von 30 Schritt schossen wir fast gleichzeitig unsere Gewehre ab. Das Pferd des Indianers brach tot zusammen. Aber auch mein Pferd stürzte. Wie ein Blitz war ich auf den Füßen, und ein zweiter wohlgezielter Schuß traf den Indianer. Mit ein paar Schritten und Sprüngen war ich neben ihm, um ihm das todbringende Messer in die Brust zu stoßen. Im nächsten Augenblick riß ich ihm den Federschmuck vom Haupt und schwenkte kurz darauf die Kopfhaut des Häuptlings nach der Seite der Indianer. Aber beinahe hätte auch ich meinen Skalp lassen müssen, denn jetzt stürmten von allen Seiten die Indianer auf mich ein, um den Tod ihres Häuptlings zu rächen. Nur dem Ansturm der gleichfalls vordringenden Soldaten habe ich es zu verdanken, daß ich meinen Skalp noch auf dem Kopf habe. Später, als Ruhe eingetreten war, suchte mich der Vater von „Gelbe Hand" auf, um den Kopfschmuck seines Sohnes zurückzuhandeln; aber die Erinnerung an dieses Duell wurde durch diese Trophäen erhalten."

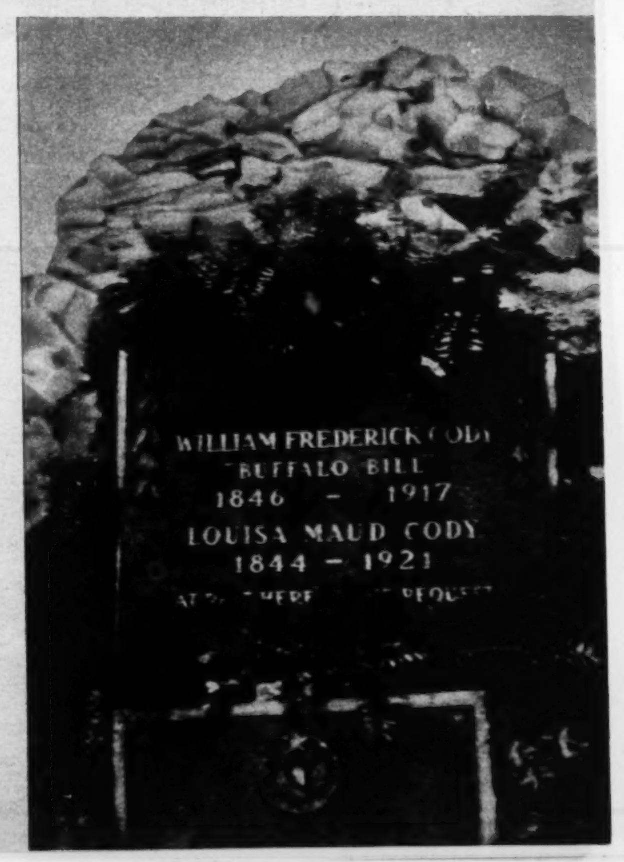
Cody war des öfteren Führer von Jagden, und sogar Herrscher vertrauten sich ihm an. U. a. der Großfürst Alexis von Rußland, der stets unter der Leitung Buffalo Bills auf die Büffeljagd ging. Ältere Leute werden sich noch gut auf Buffalo Bills Schaustellungen entsinnen können. Die ganze Welt sprach von seiner Truppe, mit der er das erstemal Ende der achtziger Jahre und das zweitemal im Jahr 1906 die alte und die neue Welt bereiste. Es wird nie wieder eine solche Truppe zusammenkommen können, bei der noch Rothäute waren, die Pulverdampf gerochen hatten; war doch einer sein Liebling, nämlich Häuptling Iron-tail und Short Bull. Beide hatten die Schlacht am „Verwundeten Knie"-Fluß am 29. Dezember 1890 mitgemacht. Noch heute sehe ich sie beide im vollen Galopp durch die Arena sprengen, abwechselnd Glaskugeln in die Luft werfend; ebenso schnell fielen sie dem sicheren Schuß Codys zum Opfer.

Jetzt ruhen sie in heimatlicher Erde. Buffalo Bill und Iron-tail starben kurz nacheinander im Jahr 1917, Short Bull starb im Jahr 1934.

Ein Museum und ein Denkmal werden die Nachwelt an Oberst Cody erinnern, während der Kopf Iron-tails auf dem amerikanischen 5-Cent-Stück die eine Seite, dagegen ein Büffel die andere schmückt.

Cody wird wohl der letzte jener Scouts gewesen sein, die als Vorbild für die Helden der Romane von Cooper, Karl May und anderer, die sie so prachtvoll schildern, angesehen werden können.

Ich aber bin dem Schicksal dankbar, das mir Gelegenheit gegeben hat, mit „ihm" persönlich in Berührung zu kommen, manches Glas Whisky mit ihm zu trinken und seinen interessanten Erzählungen zu lauschen, wobei ich ihn kennenlernte, wie ihn wohl nur wenige kannten.



Grabstein von Buffalo Bill und Frau



Auf den WINN

Old Shatterhand (Herbert A. Böhme) hat den Bösewicht Santer (Hans Adalbert von Schlettow) gestellt

Während der Sommerwochen war in den Felsen des Kolorados das Kriegsbeil zwischen den Apachen und Kiowas, zwischen den Komantschen und den Bleichgesichtern ausgegraben worden. Das friedliche Tal von Werder (bei Berlin), in das die mächtigen Kolorado-Felsen verpflanzt worden waren, hallte wider von donnernden Schüssen und dem Kriegsruf der roten Männer. Schwermütige Indianerlieder der schwarzen Ntscho-Tschi, der herrlichen Apachenblume und der Komantschen erklingen unter den hohen Bäumen. Verrat wird gesühnt, das Gute kämpft gegen das Böse. Pfeile schwirren von den Felsen in das Tal, das Blut der roten Männer tränkt die Erde. Old Shatterhands Henry-Stutzen und Winnetous Silberbüchse sprechen die Sprache des Todes. In dieses Kampfgewirr, bei dem es um das Ende des roten Mannes geht, hat die „Junge Welt" den weißen Häuptling „Pfeilschneller Federkiel" entsandt, um von dem Kampfeslärm, möglichst ohne Verlust seines Skalpes, zu berichten.

„Pfeilschneller Federkiel" hat sich aus der großen Stadt der Weißen, die selbst bei den Rothäuten unter dem Namen Berlin bekannt ist, mit Hilfe des Feuerrosses auf den weiten Weg nach Werder gemacht. Nach langen Irrfahrten ist er in das Kolorado-Gebirge eingedrungen und schlug sich, den Fährten tausender Besucher folgend, bis zum Lagerfeuer der Apachen durch. Als er wie eine Schlange durch das dichte Gebüsch herankroch, um Old Shatterhand und Winnetou zu belauschen, ritt gerade der Schurke Santer mit seinen Kumpanen auf das noch friedliche Tal zu. Ehe es „Pfeilschneller Federkiel" bemerkte, sauste das Lasso durch die Luft, und er war gefangen. Mit brutalem Lachen schlug dieses schurkischste aller Bleichgesichter „Pfeilschnellen Federkiel" mit einer riesigen Flasche Feuerwasser auf den Schädel.

Als „Pfeilschneller Federkiel" erwachte, saß er mit Rothäuten und Bleichgesichtern um das gespenstische Lagerfeuer einer elektrischen Birne. Ernst und schweigsam blickten alle in das Feuer des Kohlenfadens. „Pfeilschneller Federkiel", dem noch der Skalp entsetzlich schmerzte, glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als statt des erwarteten Marterpfahls der edle Apachenhäuptling Intschu-Tschuna, der Vater Winnetous, sagte:

„Laßt uns die Friedenspfeife rauchen", und er reichte sie allen. Lassen wir „Pfeilschnellen Federkiel" nun weiter von seinen Erlebnissen berichten:

Ernst und schweigsam rauchten wir. Nach langer Zeit hob das Bleichgesicht Görner, das aus der Ferne des Sachsenlandes zu dem Wigwam nach Werder geeilt war, den Kopf. „Meine weißen und roten Brüder", begann er und klopfte auf das Buch, das seinem Umfang nach die Weisheiten eines Medizinmannes enthalten konnte, in Wirklichkeit aber ein Regiebuch war. „Rote Männer und Bleichgesichter sind in das friedliche Tal, das von den Werderschen Höhen umgrenzt wird, eingedrungen. Die Silberbüchse Winnetous und der Henry-Stutzen Old Shatterhands reden dort ihre gefährliche Sprache, wie ich sie schon zwei



Old Shatterhand (Herbert A. Böhme), der deutsche Pionier, der als aufrechter Kämpfer für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit auftritt und sein Freund Winnetou (Kurt Max Richter) der junge Apachenhäuptling, der dies- und jenseits des Ozeans als Idealfigur des Indianers gilt

n Spuren
NETOUS

Jahre lang habe reden lassen, als unsere Jagdgründe noch in dem Felsengelände bei Rathen in Sachsen lagen. Das friedliche Tal hallt wider vom Kriegsruf der Apachen, der Kiowas und der Komantschen. Siedlerzüge werden von schurkischen Bleichgesichtern überfallen, und das Blut des roten Mannes fließt über die grünen Auen von Werder. Die herrliche Blume Ntscho-Tschi, wie ihr Bruder Winnetou, hauchen in den Armen Old Shatterhands ihr junges Leben aus."

Hier unterbrechen dumpfe „Uff-Uff"-Rufe die weise Rede. „Und warum das alles? Um Karl May, den Freund des roten Mannes und den Freund der Jugend zu ehren, um ihm ein lebendiges Denkmal für sein Werk zu setzen. Soll es so sein?"

„Es soll so sein", lautete die Antwort. Das Bleichgesicht Görner stärkte sich erst einmal mit einem Glas Feuerwasser. Dann fuhr es fort: „Apachen, Komantschen, Kiowas und Bleichgesichter, bleibt noch eine Stunde weiter friedlich zusammen! Ntscho-Tschi und Winnetou, Old Shatterhand, Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker, aber auch der Schurke Santer, laßt euch von dem Bleichgesicht Kettler, dem man jenseits des großen Wassers den Titel eines Regisseurs gegeben hat, in eure Aufgaben einführen.

Das Bleichgesicht Kettler kratzte sich einmal am Skalp und nahm dann das dicke Buch: „Euer Handeln ist auf 81 Seiten festgelegt. Ihr wißt allgemein, was ihr auf den irdischen Jagdgründen von Werder verrichten müßt. Aber laßt euch aus diesem Buch, das man Regiebuch nennt, einige kurze Ausschnitte eures Lebens in die weitgeöffneten Ohren klingen."

Was das Bleichgesicht Kettler in dieser Stunde vorlas, während der rote Sonnenball weiter von Osten nach Westen wanderte, waren dicht zusammengezogen die Bücher Winnetous. Es war der Kampf des roten Mannes gegen die eindringenden Bleichgesichter, ein Kampf, der verlorengehen mußte, weil sich die Stämme der Rothäute nicht einig waren und sich gegenseitig immer wieder bekämpften.

„Pfeilschneller Federkiel" war dann Zeuge des großen Spiels. Es ist die Sprache Karl Mays, die über die Felsenbühne klingt. Es sind die Bücher Winnetous, die zum Leben erweckt wurden. Es sind gute schauspielerische Leistungen, die die vielen Bleichgesichter auf dem Zuschauer-Pueblos gebannt das Geschehen verfolgen lassen. Das Gute siegt im Kampf gegen das Böse. Aber Winnetou und mit ihm der rote Mann sind nicht mehr. Die Bleichgesichter treten das Erbe ihres Landes an.

„Wo tausend rote Männer auf ihren Mustangs nach Büffeln streiften, werden Millionen pflügen und ernten. Möge ihre Arbeit das Herz der roten Völker aufwiegen."

Diese Worte Old Shatterhands hallen zum Schluß durch das Tal, während sich die Bleichgesichter in Siedlerzügen zusammenschließen, um den Zug in das Herz des Landes der toten roten Rasse anzutreten. „Pfeilschneller Federkiel" sah nach diesem Spiel viele tausend begeisterter Menschen. Er sah Jungen und Mädel, die mit strahlenden Augen den Wirklichkeit gewordenen, echten Karl May, den auch sie, wie die Generationen vor ihnen, lieben, miterlebt hatten.

Er weiß, daß die Jugend von heute, wie die Jugend von gestern „ihren" Karl May verschlingt. „Pfeilschneller Federkiel", der gesehen hat, daß dieses Spiel lebendiggewordenes Werk des „Zauberers von Radebeul" ist, kann, nachdem er nun mit dem Feuerroß wieder in die Stadt der Bleichgesichter gelangt ist, versichern, daß ein Weg nach den Kolorado-Felsen Werders, vor allen Dingen für die Jugend, wenn im nächsten Jahr wieder die „Karl-May-Spiele" stattfinden, außerordentlich lohnend ist.

G. L.

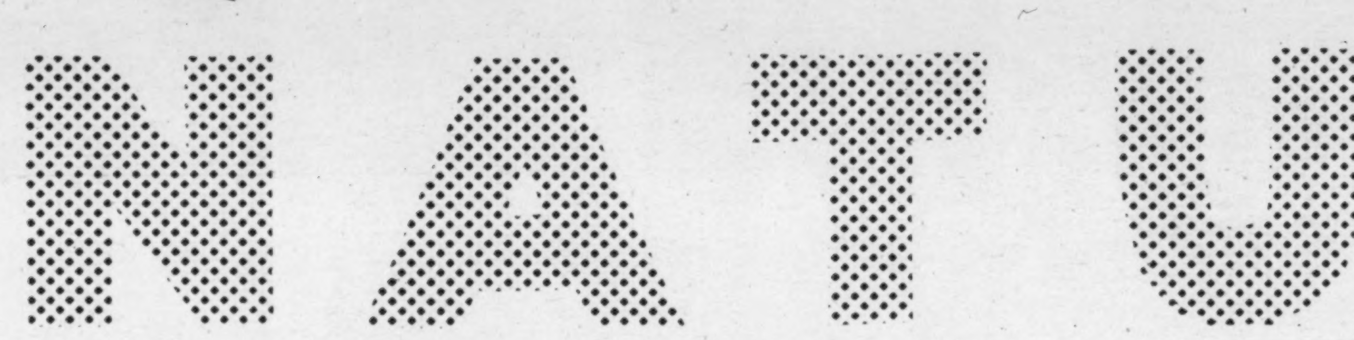


Winnetou (Kurt Max Richter) und seine Schwester Ntsho-Tschi (Ursula Grabley). Der junge Apachenhäuptling gilt dies- und jenseits des Ozeans als Idealfigur des Indianers



Aus Berliner Weißhäuten sind für die Karl-May-Festspiele „waschechte" Indianer geworden, die mit Leidenschaft unter den „Gipsbrüdern" der Rocky Mountains ihre wilden Tänze tanzen

Ewiges Vorbild –



Bomber und Sturzflieger im Reich der Tiere

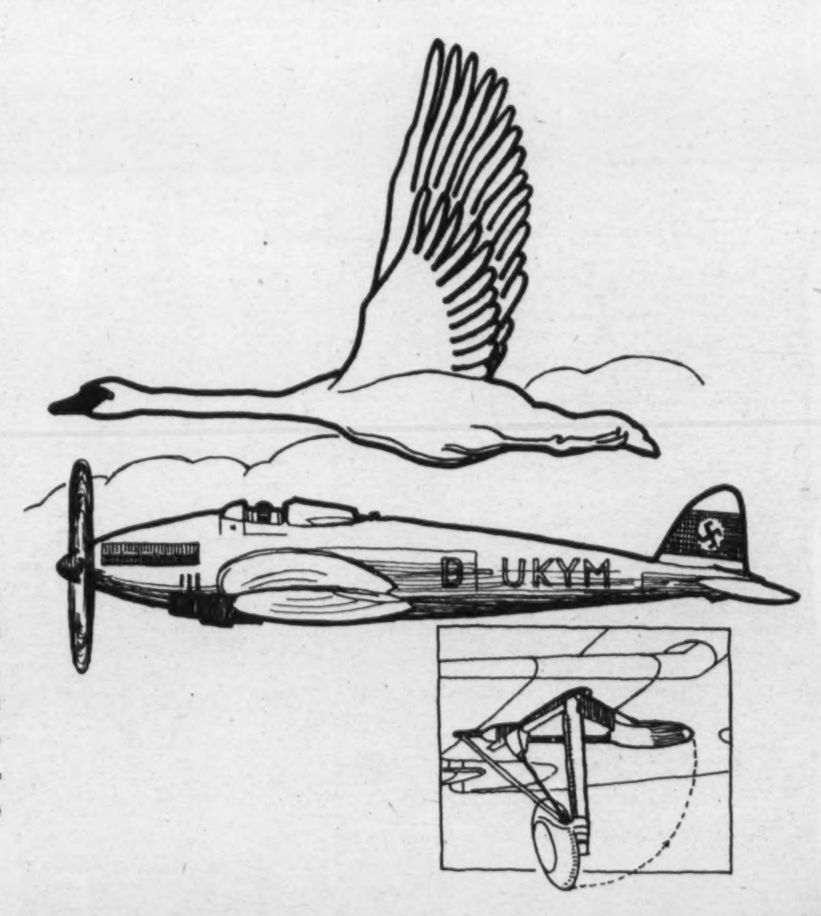
Jawohl, es gibt Bomber auch unter den Tieren, es gibt auch Sturzflieger! Wer jetzt lächelt, dem will ich gleich eine Sache erzählen, die ich selbst in Dalmatien erlebte: Wir saßen am Rande eines Weinberges und ließen es uns an den süßen Beeren gut sein. Über uns kreiste ein Adler, ein herrliches Tier, bei dem wir im Glase erkennen konnten, daß er etwas in den Fängen trug. Kaum hatten wir das festgestellt, da kam diese Beute auch schon herabgesaust – eine richtige Bombe, die sogar gut gezielt war, denn sie krachte nur ein paar Steinwurf weit zwischen die Felsen ... Wir sofort hin, suchten eine Weile, und was fanden wir? Den zerschlagenen Panzer einer großen Schildkröte, rohes Fleisch daran – das Ganze also ein Schmaus für den Adler! Also, da haben wir es!

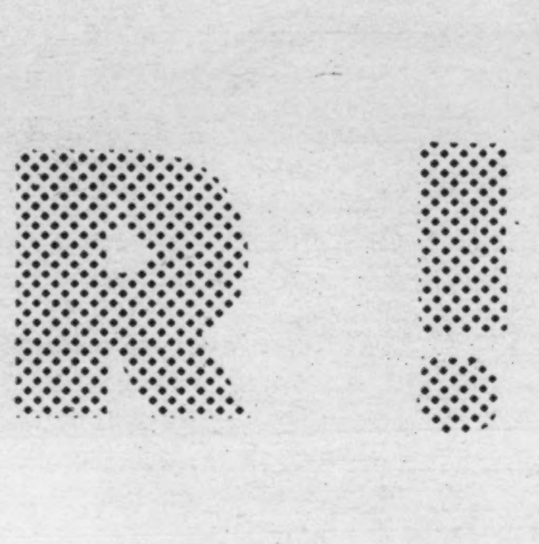
Wovon ich aber berichten will, das ist weniger dieser Streit, ob Tiere Wurfgeschosse benutzen oder nicht, sondern ist eine Untersuchung, ob die große, kluge Mutter Natur in ihren „Flugzeugen", den Vögeln, Insekten, Flugfischen und Fledermäusen unsere menschliche Flugbautechnik schon vorweggenommen hat und welche Leistung sie mit ihren „Erfindungen" auf diesem Gebiet erzielt.

Fliegen – der Natur schönster Traum!

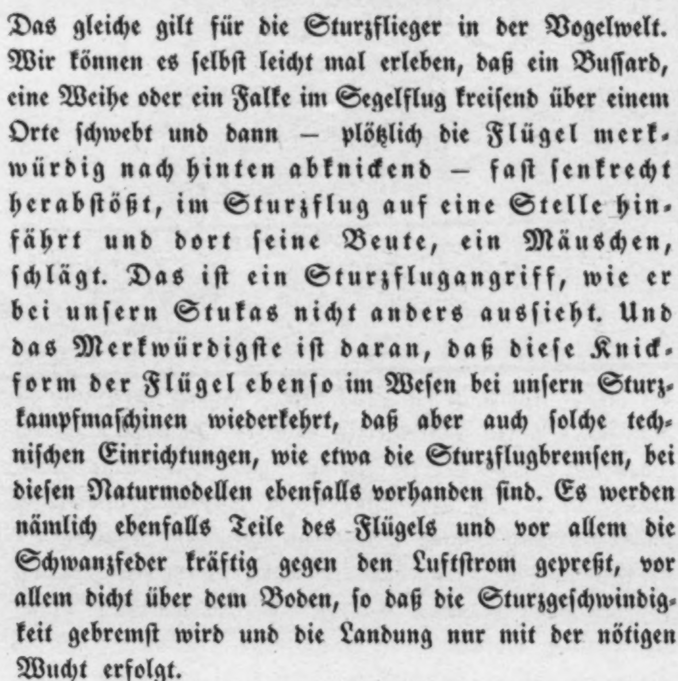
Wie weit es die Geschöpfe der Natur im Fliegen gebracht haben, das beweist uns schon jeder Spatz auf der Straße. – Obwohl der Spatz kein Bomber ist, höchstens ein Kleinflugzeug, wie unsere „Hummel" es ist. Die Pflanzen- und Körnerfresser brauchen keine guten Flieger zu sein. Ihr Tisch ist immer gedeckt. Wir wollen uns darum mit den jagenden Vögeln, mit den edelsten Gestalten und den besten Typen unter der geflügelten Heerschar befassen: Da sind die Adler, unseres Reiches stolze Wappenvögel, da sind die Kondore, Geier, Weihen, Bussarde, Falken. Dazu kommen noch die Jäger über dem Wasser: Möwen und Albatrosse, ferner die Jäger im Wolkenreich, wo Insektenschwärme stehen: Schwalben und Segler. Und schließlich noch Schwäne, Gänse und Enten.

Und wenn wir nun aufschauen zu einem schwebenden Adler – es kann auch ein Bussard sein, ein Geier oder ein Milan –, dann haben wir den lebenden Typ des Bombers oder Fernaufklärers: da ist der massige Bau, die breiten Flügel, die kräftigen Steuerflächen ... und da ist auch der Grund für diesen Körperbau: diese Raubvögel kröpfen ihre Beute im Horst oder tragen sie jedenfalls an einen sicheren Platz. Da haben wir die Traglast, die bei diesen Vögeln wie bei unsern Bombern die gleiche Bauweise erfordert. Es besteht also Übereinstimmung aus den gleichen technischen Voraussetzungen.









Das gleiche gilt für die Sturzflieger in der Vogelwelt. Wir können es selbst leicht mal erleben, daß ein Bussard, eine Weihe oder ein Falke im Segelflug kreisend über einem Orte schwebt und dann — plötzlich die Flügel merkwürdig nach hinten abknickend — fast senkrecht herabstößt, im Sturzflug auf eine Stelle hinfährt und dort seine Beute, ein Mäuschen, schlägt. Das ist ein Sturzflugangriff, wie er bei unsern Stukas nicht anders aussieht. Und das Merkwürdigste ist daran, daß diese Knickform der Flügel ebenso im Wesen bei unsern Sturzkampfmaschinen wiederkehrt, daß aber auch solche technischen Einrichtungen, wie etwa die Sturzflugbremsen, bei diesen Naturmodellen ebenfalls vorhanden sind. Es werden nämlich ebenfalls Teile des Flügels und vor allem die Schwanzfeder kräftig gegen den Luftstrom gepreßt, vor allem dicht über dem Boden, so daß die Sturzgeschwindigkeit gebremst wird und die Landung nur mit der nötigen Wucht erfolgt.

Gibt es etwa auch „Jagdmaschinen" in der Vogelwelt? Gewiß, wie wollt ihr die Falken nach ihrer Form und ihrem Flügelschnitt sonst anders bezeichnen? Ist nicht der gleiche Unterschied zwischen dem wuchtigen, tragfähigen Bomber zum eleganten, schmalflügligen, schnellen, aber leichtbelasteten Jagdmodell wie zwischen dem Adler und einem Vertreter der Falkengruppe, dem Wanderfalk oder gar dem Baumfalk? Diese Tiere sind Kämpfer im edelsten Sinn des Wortes. Sie jagen im „Anflug", ohne den Schutz eines Buschwerks. Sie scheinen so stolz, daß sie oft nach einem Fehlstoß auf den zweiten Angriff verzichten, und sie sind mit ihrer Belastung im Verhältnis zur Flügelfläche so „auskalkuliert", daß sie ihre Beute nur am Boden kröpfen können und meistens noch den größten Teil davon liegenlassen müssen, um sich nicht zu überlasten. Ich habe auch kein Bedenken, die Jagd des schnellsten unter diesen Jägern, des Baumfalken, sein Angriff auf den schnellsten Beutevogel, den Mauersegler, im wahrsten Sinn des Wortes einen Luftkampf zu nennen. Wer nur einmal das Glück hatte, diesen Wirbelsturm zweier „Rekordmodelle", dies Kreisen umeinander, Herabstürzen aus Himmelshöhen und wieder Hinaufjagen bis zu den Wolken, diese Jagd des schnellsten Jägers auf die schnellste Beute mitzuerleben, der kann kein anderes Wort dafür finden.

Wer aber immer noch zweifelt und meint, äußere Ähnlichkeit genügten nicht, um tierische und technische Form zu vergleichen, dem will ich zur Bekehrung jetzt eine Liste von Einzelheiten vorführen, die ebensoviel Einzelteilen und Erfindungen an unsern Flugzeugen entsprechen. — Wenn etwa der Konstrukteur so stolz ist auf die moderne Leichtbauweise mit Hilfe der Leichtmetalle und kraftschlüssigen Profile — dann zeige ich ihm das Gegenstück sogleich in der Vogelwelt. Zwar ist da kein Aluminium, wohl aber finden wir Luft, leichte Luft überall im Vogelkörper verteilt. Die Lungen verlaufen mit merkwürdigen Luftsäcken weit zwischen die Eingeweide des Vogels, hoch in den Hals und bis zu den Oberarmen hinaus. Luft füllt die dünngehaltenen Knochen des Vogels, während die Erdbewohner unter den Wirbeltieren dicke Knochen, gefüllt mit Mark, herumtragen. So kommt es, daß selbst die größten Vögel, Pelikane und Trappen, nur 15 bis 20 Kilo wiegen. Gewichtsparend ist auch die „Nutzladung" eingerichtet. Wasser nehmen alle Vögel nur sehr mäßig auf, und die Verdauung ist in raffinierter Weise so verändert, daß immer nur kleine Nahrungsmengen sehr schnell durch die Därme gehen. Bei Fruchtfressern dauert die ganze Reise durch die Därme volle — fünf Minuten. Äußerlich entspricht dieser Einrichtung des Vogelkörpers die vollendetste Ausführung von

Ewiges Vorbild –



Bomber und Sturzflieger im Reich der Tiere

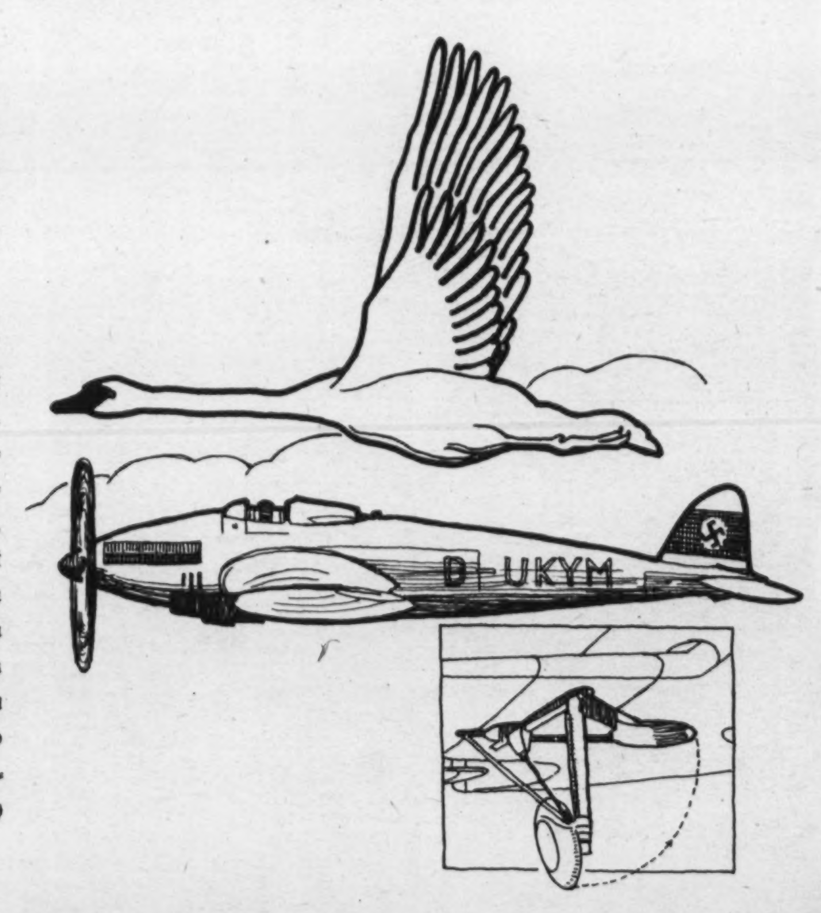
Jawohl, es gibt Bomber auch unter den Tieren, es gibt auch Sturzflieger! Wer jetzt lächelt, dem will ich gleich eine Sache erzählen, die ich selbst in Dalmatien erlebte: Wir saßen am Rande eines Weinberges und ließen es uns an den süßen Beeren gut sein. Über uns kreiste ein Adler, ein herrliches Tier, bei dem wir im Glase erkennen konnten, daß er etwas in den Fängen trug. Kaum hatten wir das festgestellt, da kam diese Beute auch schon herabgesaust – eine richtige Bombe, die sogar gut gezielt war, denn sie krachte nur ein paar Steinwurf weit zwischen die Felsen . . . Wir sofort hin, suchten eine Weile, und was fanden wir? Den zerschlagenen Panzer einer großen Schildkröte, rohes Fleisch daran – das Ganze also ein Schmaus für den Adler! Also, da haben wir es!

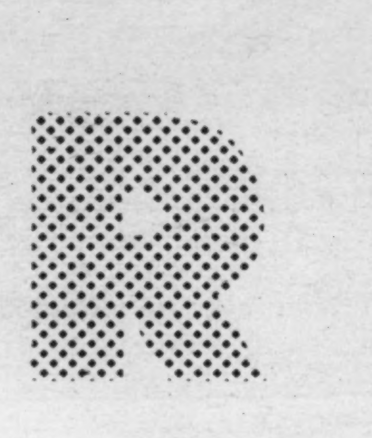
Wovon ich aber berichten will, das ist weniger dieser Streit, ob Tiere Wurfgeschosse benutzen oder nicht, sondern ist eine Untersuchung, ob die große, kluge Mutter Natur in ihren „Flugzeugen", den Vögeln, Insekten, Flugfischen und Fledermäusen unsere menschliche Flugbautechnik schon vorweggenommen hat und welche Leistung sie mit ihren „Erfindungen" auf diesem Gebiet erzielt.

Fliegen – der Natur schönster Traum!

Wie weit es die Geschöpfe der Natur im Fliegen gebracht haben, das beweist uns schon jeder Spatz auf der Straße. – Obwohl der Spatz kein Bomber ist, höchstens ein Kleinflugzeug, wie unsere „Hummel" es ist. Die Pflanzen- und Körnerfresser brauchen keine guten Flieger zu sein. Ihr Tisch ist immer gedeckt. Wir wollen uns darum mit den jagenden Vögeln, mit den edelsten Gestalten und den besten Typen unter der geflügelten Heerschar befassen: Da sind die Adler, unseres Reiches stolze Wappenvögel, da sind die Kondore, Geier, Weihen, Bussarde, Falken. Dazu kommen noch die Jäger über dem Wasser: Möwen und Albatrosse, ferner die Jäger im Wolkenreich, wo Insektenschwärme stehen: Schwalben und Segler. Und schließlich noch Schwäne, Gänse und Enten.

Und wenn wir nun aufschauen zu einem schwebenden Adler – es kann auch ein Bussard sein, ein Geier oder ein Milan –, dann haben wir den lebenden Typ des Bombers oder Fernaufklärers: da ist der massige Bau, die breiten Flügel, die kräftigen Steuerflächen . . . und da ist auch der Grund für diesen Körperbau: diese Raubvögel kröpfen ihre Beute im Horst oder tragen sie jedenfalls an einen sicheren Platz. Da haben wir die Traglast, die bei diesen Vögeln wie bei unsern Bombern die gleiche Bauweise erfordert. Es besteht also Übereinstimmung aus den gleichen technischen Voraussetzungen.



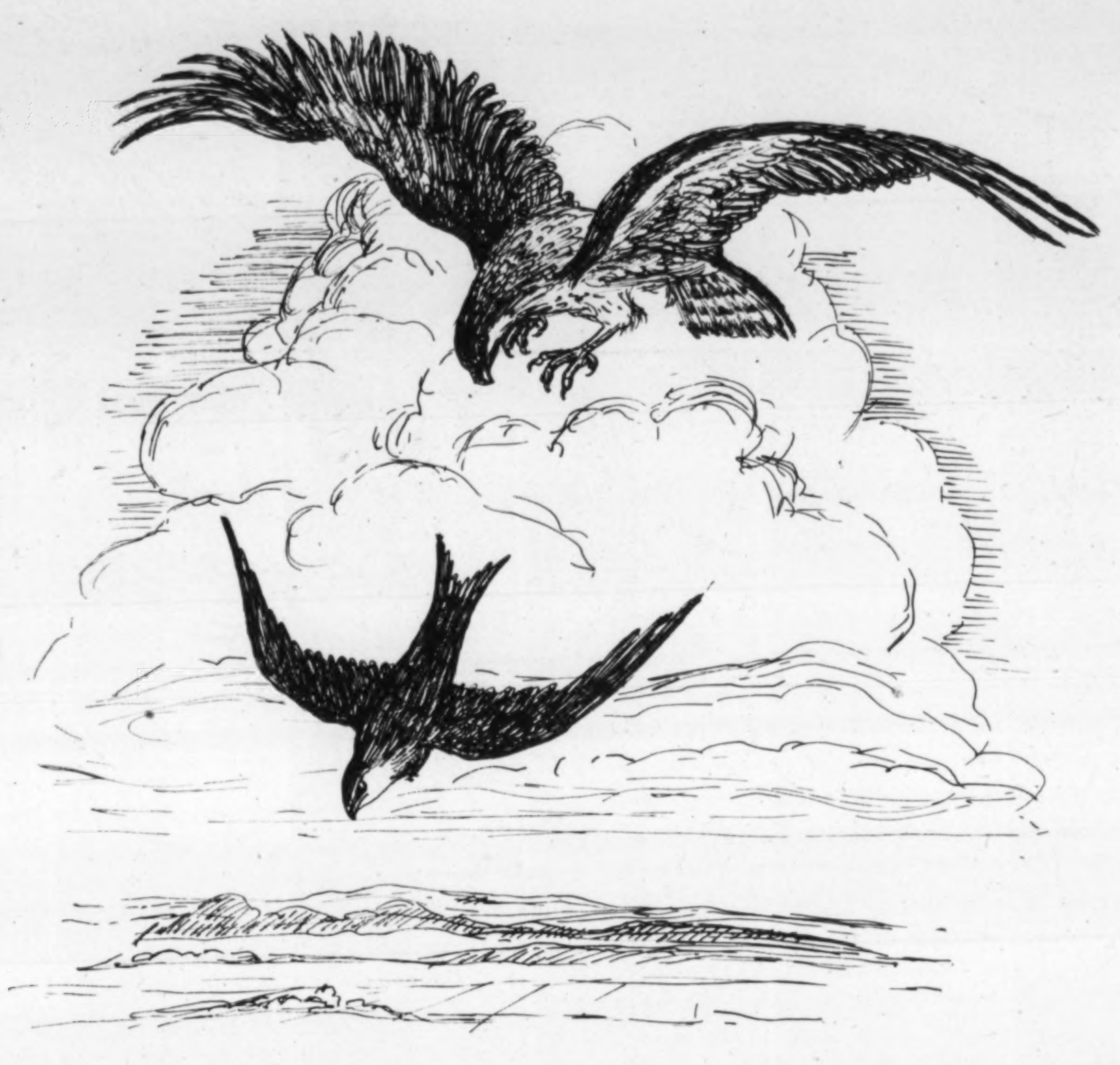




Das gleiche gilt für die Sturzflieger in der Vogelwelt. Wir können es selbst leicht mal erleben, daß ein Bussard, eine Weihe oder ein Falke im Segelflug kreisend über einem Orte schwebt und dann — plötzlich die Flügel merkwürdig nach hinten abknickend — fast senkrecht herabstößt, im Sturzflug auf eine Stelle hinfährt und dort seine Beute, ein Mäuschen, schlägt. Das ist ein Sturzflugangriff, wie er bei unsern Stukas nicht anders aussieht. Und das Merkwürdigste ist daran, daß diese Knickform der Flügel ebenso im Wesen bei unsern Sturzkampfmaschinen wiederkehrt, daß aber auch solche technischen Einrichtungen, wie etwa die Sturzflugbremsen, bei diesen Naturmodellen ebenfalls vorhanden sind. Es werden nämlich ebenfalls Teile des Flügels und vor allem die Schwanzfeder kräftig gegen den Luftstrom gepreßt, vor allem dicht über dem Boden, so daß die Sturzgeschwindigkeit gebremst wird und die Landung nur mit der nötigen Wucht erfolgt.

Gibt es etwa auch „Jagdmaschinen" in der Vogelwelt? Gewiß, wie wollt ihr die Falken nach ihrer Form und ihrem Flügelschnitt sonst anders bezeichnen? Ist nicht der gleiche Unterschied zwischen dem wuchtigen, tragfähigen Bomber zum eleganten, schmalflügligen, schnellen, aber leichtbelasteten Jagdmodell wie zwischen dem Adler und einem Vertreter der Falkengruppe, dem Wanderfalk oder gar dem Baumfalk? Diese Tiere sind Kämpfer im edelsten Sinn des Wortes. Sie jagen im „Anflug", ohne den Schutz eines Buschwerks. Sie scheinen so stolz, daß sie oft nach einem Fehlstoß auf den zweiten Angriff verzichten, und sie sind mit ihrer Belastung im Verhältnis zur Flügelfläche so „auskalkuliert", daß sie ihre Beute nur am Boden kröpfen können und meistens noch den größten Teil davon liegenlassen müssen, um sich nicht zu überlasten. Ich habe auch kein Bedenken, die Jagd des schnellsten unter diesen Jägern, des Baumfalken, sein Angriff auf den schnellsten Beutevogel, den Mauersegler, im wahrsten Sinn des Wortes einen Luftkampf zu nennen. Wer nur einmal das Glück hatte, diesen Wirbelsturm zweier „Rekordmodelle", dies Kreisen umeinander, Herabstürzen aus Himmelshöhen und wieder Hinaufjagen bis zu den Wolken, diese Jagd des schnellsten Jägers auf die schnellste Beute mitzuerleben, der kann kein anderes Wort dafür finden.

Wer aber immer noch zweifelt und meint, äußere Ähnlichkeit genügten nicht, um tierische und technische Form zu vergleichen, dem will ich zur Bekehrung jetzt eine Liste von Einzelheiten vorführen, die ebensoviel Einzelteilen und Erfindungen an unsern Flugzeugen entsprechen. — Wenn etwa der Konstrukteur so stolz ist auf die moderne Leichtbauweise mit Hilfe der Leichtmetalle und kraftschlüssigen Profile — dann zeige ich ihm das Gegenstück sogleich in der Vogelwelt. Zwar ist da kein Aluminium, wohl aber finden wir Luft, leichte Luft überall im Vogelkörper verteilt. Die Lungen verlaufen mit merkwürdigen Luftsäcken weit zwischen die Eingeweide des Vogels, hoch in den Hals und bis zu den Oberarmen hinaus. Luft füllt die dünngehaltenen Knochen des Vogels, während die Erdbewohner unter den Wirbeltieren dicke Knochen, gefüllt mit Mark, herumtragen. So kommt es, daß selbst die größten Vögel, Pelikane und Trappen, nur 15 bis 20 Kilo wiegen. Gewichtsparend ist auch die „Nutzladung" eingerichtet. Wasser nehmen alle Vögel nur sehr mäßig auf, und die Verdauung ist in raffinierter Weise so verändert, daß immer nur kleine Nahrungsmengen sehr schnell durch die Därme gehen. Bei Fruchtfressern dauert die ganze Reise durch die Därme volle — fünf Minuten. Äußerlich entspricht dieser Einrichtung des Vogelkörpers die vollendetste Ausführung von

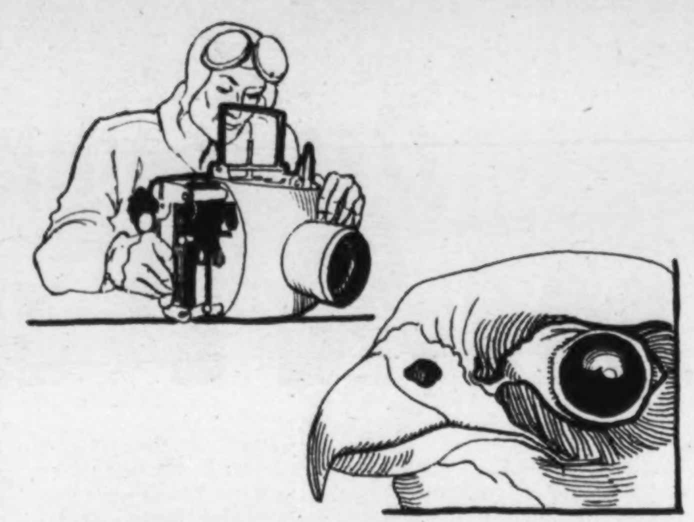


„Stromlinie", die ein Wesen aus Knochen und Federn überhaupt aufbringen kann. Einen Falkenkörper in Händen zu haben oder eine Möwe ganz dicht fliegen zu sehen — und kein Zweifel ist mehr möglich! — Was übrigens gerade an fliegenden Möwen, besser noch an fliegenden Schwänen oder Enten zu bemerken ist, das ist das „Verschwind-Fahrgestell". Ich meine damit die Füße und Läufe des Vogels, die ja das Fahrgestell bei ihm bilden, und die beim Flug genau so ins Gefieder eingezogen werden, wie es unsere Flugzeuge — erst seit ein paar Jahren tun. Die Natur kennt es längst. Ich will euch mit diesen Fachausdrücken bestimmt nicht bluffen — die Natur erstrebt und erreicht wirklich das gleiche wie der Mensch an seinen Flugmodellen. Beispielsweise schuf sie den Vögeln auch einen besonders feinen Kompaß, eine Anzeigevorrichtung für Wege und Orte, die uns besonders bei den Zugvögeln und bei unsern Brieftauben nur Staunen abnötigen kann. Wo dieser Kompaß im Tiere liegt, ob im Gleichgewichtsorgan des Ohres — wir wissen noch kaum etwas darüber. Aber seine Leistungen kennen wir. — Wir können auch in diesem Zusammenhang davon sprechen, daß die Vögel oftmals eine besondere Höhenkamera besitzen. Wenn wir unsern Aufklärern besonders scharfe Apparate mitgeben, Kameras mit Fernlinsen und dunstzerstreuenden Filtern — genau die gleichen Einrichtungen finden wir im Auge der Vögel, besonders der hochfliegenden, bei Adlern, Falken, Geiern. Die Linse ist bei diesen Augen in eine Art Röhre eingefaßt, so daß sie wirklich wie ein Teleobjektiv arbeitet. Außerdem ist die Hornhaut oftmals gefärbt, und zwar bezeichnenderweise orangerot, so daß die langwelligen Strahlen abgefiltert und die Dunstschichten weitgehend aufgeklärt werden. Es ist klar und erwiesen, daß ein Falke aus vielen hundert Metern Höhe im dürren Grase ein graues, winziges Mäuschen erblickt, worauf er sich hinabstürzt.

Vervollständigen wir unsere Typenliste noch, indem wir auch auf die Wasserflugzeuge in der Vogelwelt verweisen. Das sind natürlich unsere Wasservögel, Schwäne, Enten, Gänse und Möwen. Herrlich ist es, auf einem ruhigen Teich eine Ente auffliegen zu sehen: wie sie anrudert, sich ein wenig hebt, bis sie mit den Füßen das Wasser treten kann, wie sich die Flügelspitzen auf dem Wasser abzeichnen, bis sie in flacher Kurve über die Bäume entschwindet. Das ist genau so, als wenn ein Schwimmerflugzeug startet, und die Wasservögel brauchen auch ebenso wie unsere Seeflieger einen ziemlich langen Startweg, bis sie sich vom Wasser lösen können ...

Erwähnen wir auch noch rasch, daß wir auch Gegenstücke für so seltsame Typen, wie den Hubschrauber, in der Tierwelt wiederfinden. Zwar nicht im Vogelreich, aber unter den Libellen, den „Kleinfalken" über Wasser und Wiese. Libellen haben zwei Paar Flügel, hell und zart. Sie schlagen damit schwirrend die Luft, aber — nun kommt das Typische — beide Flügelpaare werden unabhängig

voneinander bewegt und dienen dazu, das Tier je nach Belieben starten und landen, langsam an einer Stelle schwirren und wiederum blitzschnell zustoßen zu lassen.



Flug mit Menschenkraft: die Natur sagt ja

Zu allen diesen großartigen Flugleistungen brauchen die Tiere keinen Motor, und wenn auch ihre Flugmuskeln kräftig und das Herz als „zentrale Kraftstoffpumpe" besonders stark ist, so beweisen die Tiere doch, daß es möglich ist, mit seinen eigenen Kräften zu fliegen, wenn man die Luft und ihre Energiequellen nur richtig ausnutzt. Zu dieser Ausnutzung gehört beispielsweise auch der Schwingenflug, den ja die meisten Flugtiere zu ihrer Fortbewegung im Luftmeer benutzen. Schwingenflug aber ist von unsern Flugforschern sehr bald aufgegeben worden, seitdem Lilienthal nach genialen Vorversuchen sein Leben dabei opferte. In den letzten Jahren hat das NS.-Fliegerkorps und besonders Ingenieur A. Lippisch alle Erfahrungen des Menschen über Schwingenflug in einem Modell festgelegt, das schon recht gute Ergebnisse hervorbrachte. Es hat sich erwiesen, und Beobachtungen an segelnden und schwebenden Vögeln haben die Grundlage geliefert, daß eine Arbeitsleistung von 15 mkg/sek, das sind also $^{1}/_{5}$ PS, genügen würde, um ein vollendetes Segelflugzeug gegen die Schwerkraft der Erde auch in ruhender Luft schwebend zu erhalten und auch voranzubringen. Diese Kraft kann ein mittelkräftiger Mensch durchaus aufbringen, und so stehen wir also nur vor der Frage, wie man diese Kraft so wirksam in technische Hilfsmittel umsetzen kann, daß sie dieselbe Wirkung schafft wie bei den fliegenden Tieren. Hier bietet sich also für jeden noch ein herrliches Forschungsgebiet: Es ist herauszubringen, wie es die Schwebesegler, Möwen oder Albatrosse, Störche oder Bussarde fertigbringen, sich vor dem Absinken zu bewahren. Fleißige Beobachtungen und technische Zergliederung der Beobachtungsergebnisse sind nötig. Wer begriffen hat, wie man die Natur biotechnisch prüfen und beobachten muß, der müßte uns auf diesem Wege weiterhelfen können. Also — los!

Johannes Kraft

Der Kampf um den
MONT DAMION

Die Flandernschlacht ist geschlagen, und während die Öffentlichkeit sich ebenso erstaunt wie leidenschaftlich mit den Einzelheiten dieses in der Weltgeschichte einzig dastehenden Sieges befaßt, holen die deutschen Armeen zum letzten, entscheidenden Schlag aus.

Die IV. Abteilung unseres Regimentes erreicht nach 10stündigem Marsch, der sie aus ihrem Ruhequartier in Belgien über die Chiers und Maas hinweg in die Gegend von Sedan führt, ihre Feuerstellungen. Ihre Aufgabe ist dieses Mal [illegible] als vor Wochen, da es galt, jeden Durchbruchsversuch der Franzosen in dieser Gegend zu verhindern, damit der Erfolg der Flandernschlacht gesichert werden konnte. Angriff heißt jetzt die Losung. Das glatte Teerband der französischen Straßen ermöglicht einen schnellen Vormarsch. Wie anders ist es dagegen vor fast einem Jahr in Polen gewesen. Doch zum Sinnieren ist keine Zeit. Das ferne Wummern der Front kommt näher, und plötzlich liegt das feindliche Artilleriefeuer unmittelbar vor uns. „Trab!" wird durchgegeben. Eilig rollen die schweren Geschütze und Wagen dahin, vorbei an den frischen Einschlägen, die oft bedenklich nahe an der Straße liegen. Vor uns tauchen Häuser auf. La Besace meldet das blaue Schild.

Unsere Augen überfliegen ein Panorama grausiger Verwüstung. Schwelende Balkentrümmer und totes Vieh klagen an, darauf die Sonne sengend brennt. Staub und Verwesungsgestank nehmen uns fast den Atem. Nur ein Gedanke erfüllt uns: heraus aus diesem Trümmerhaufen, bevor der Poilu sein Zerstörungswerk fortsetzt.

Da hält die Kolonne. Ein Rohrkarren ist stehengeblieben. Die Pferde schaffen die Anhöhe nicht mehr.

„Ausgerechnet hier muß der Zwischenfall sein!"

„Kanoniere nach vorn!"

Mühsam schieben sie das Fahrzeug bergan und warten, bis die ganze Batterie die steile Straße bezwungen hat. Kaum haben wir den Ort verlassen, als auch schon drinnen die Granaten bersten. „Glück gehabt!" Nach einem halben Kilometer fahren wir in die Feuerstellung ein. Eine letzte Anstrengung noch: die Geschütze werden abgeprotzt und die Batterie eingerichtet. Jetzt heißt es, schnell Panzerdeckungsgräben aufzuwerfen und die Lafettenholme mit Sandsäcken abzudichten. Unsere Stellung ist nämlich einzusehen. Wenn nur nicht die Sonne so stark auf uns brennen wollte!



Über unsere Arbeit vergessen wir Hunger, Durst und Zeit. Wir atmen aber erleichtert auf, als die Kühle des Abends aufsteigt. Ein heißer Tag, es ist der 5. Juni, geht zu Ende. Müde kriechen wir in unsere splittersicheren Unterstände, die schon früher vorsorglich gebaut worden sind. Die Nacht bleibt ruhig: die kurzen Feuerüberfälle der Franzosen auf Anmarschstraße und Dorf sollen nicht gelten.

In den nächsten Tagen ereignet sich auch nicht viel, schon gar nicht auf unserer Seite. Wir bauen die Stellung aus, schaffen im Morgengrauen T-Träger aus einem französischen Materiallager zum Abdecken der Unterstände herbei. Um uns herum wird es lebendig. Batterie auf Batterie fährt ein. Riesige Zugmaschinen rumpeln an unseren Rohrmündungen vorbei, verhüllte Giganten, schwere Mörser hinter sich herziehend. Dieser Aufmarsch schwerster Waffen verrät uns genug.

Inzwischen ist aber auch der Gegner wach geworden. Er hat in den Vortagen schüchtern aufgeklärt und ahnt wohl, was ihm bevorsteht. Plötzlich kracht es aus heiterem Himmel hernieder: vor uns, neben uns, von allen Seiten; zwar noch einige hundert Meter entfernt, aber das könnte sich sehr schnell ändern. Laßt den Poilu nur toben, laßt ihn unsere Munitionskolonnen „beharken", laßt ihn sogar auf einzelne Männer schießen!

Unsere Zeit ist noch nicht gekommen. Warten wir ab. In den Abendstunden beehrt er auch uns mit seinem Granatensegen. Wir üben „Hinlegen“, doch vollzählig stehen wir wieder auf. Auf unserer Seite sind zahllose Batterien feuerbereit gemacht worden. Aber auch die Gegenseite dürfte nicht viel schwächer sein. Wieder bricht ein Morgen an, leuchtend und klar wie seine Vorgänger. Wird der Sturm heute wohl losbrechen? Mancher von uns wird ungeduldig: Immer nur Granaten schleppen und Kartuschkästen tragen, ohne zwischendurch einmal geschossen zu haben, nein, das ist nicht im Sinne der Kanoniere.

„Feuerkommando!“

Der Batterieoffizier hat das erlösende Wort gesprochen. Schon ist das Kommando eingestellt. „.... noch 20 Sekunden, noch 15, noch 10, noch 5 Sekunden... Feuer!“ Unsere Batterie schießt, mit ihr die lange Front der Nachbarbatterien. Es kracht betäubend. Drüben auf dem Mont Damion steigt sogleich dicker Rauch auf; dort dürfte die Hölle entfesselt sein, Vorspiel zum Jüngsten Gericht. Wir schießen mehrere Stunden lang, mal schneller, mal langsamer.

Unsere Infanterie hat sich indessen vorne eingegraben und wartet das Ende des Feuers ab, um dann anzugreifen. Da — schrilles Heulen, orkanartiges Brausen, unbedingt lauteste Stimme in diesem satanischen Orchester, erfüllen die Luft. Der Mörser rechts von uns hat seinen ersten Donnergruß hinübergeschleudert.

„Feuer einstellen!“

Plötzlich, wie das Schießen angefangen hat, hört es jetzt auch auf. Dafür heben vorne das mörderische Tacken der MGs., das Belfern der Granatwerfer und Knallen der Gewehre an. Werden es unsere Infanteristen schaffen? Hat unsere Vorarbeit genügt? Sind die feindlichen Batterien auch wirklich niedergekämpft? Entfernt sich nicht das Schießen? Wir sollten es bald wissen. Unerwartet pfeift es heran, spritzt zischend in unsere Feuerstellung. Der Poilu „bedankt sich“. Wir nehmen den Gegengruß vom Mont Damion entgegen: im Hinlegen sind wir geübt. Gegen Abend wechseln wir die Stellung, um jenseits von La Besace wieder abzuprotzen. Zu einem zweiten Angriff kommt es allerdings nicht mehr. Der Feind räumt die Höhen des Forêt de Mazarin: wir haben ihn offensichtlich zermürbt. Sofort folgen wir ihm.

Nun beginnt unser Vormarsch durch die Ardennen, Argonnen, über die kreidigen Straßen der Champagne bis zu den sanften Hängen der Vogesen. Jeder Hufschlag trägt uns dem Endsiege entgegen, und bald war der Waffenstillstand wirklich nur noch eine Frage von Stunden.

Rudolf Alt



Es muß noch ein Wort zu unseren Radfahrten gesagt werden. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo die Obstbäume an den Landstraßen stehen. Wenn wir nun mit hungrigem Magen solch eine „paradiesische“ Landstraße entlangradeln, kann es vorkommen, daß plötzlich einer von uns auf die Idee kommt, ein paar von diesen rotwangigen Äpfeln oder Kirschen von den Bäumen zu holen. Sie schmecken bekanntlich besser als die gekauften. Aber wir wollen doch einmal ganz vernünftig überlegen: jetzt im Kriege sind alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse für die Ernährung unseres Volkes notwendig, so daß wir es uns nicht erlauben können, hier und da die Obstbäume an den Landstraßen näher zu „besehen“. Die Ausrede „es war Fallobst, das sonst verkommen wäre“, kennen wir. Und im übrigen verkommt das Fallobst nicht, denn es dürfte euch bekannt sein, daß jeder einzelne Obstbaum an der Landstraße an einen Bauern verpachtet ist. Wenn wir uns also unrechtmäßigerweise dieses Obstes bemächtigen, schaden wir den Bauern, und das möchte ja niemand von uns.

Da wir gerade beim Thema „Obst“ sind, wollen wir uns auch noch diese Frage stellen: „Warum darf man eigentlich nach Obstgenuß

Der Kampf um den

MONT DAMION

Die Flandernschlacht ist geschlagen, und während die Öffentlichkeit sich ebenso erstaunt wie leidenschaftlich mit den Einzelheiten dieses in der Weltgeschichte einzig dastehenden Sieges befaßt, holen die deutschen Armeen zum letzten, entscheidenden Schlag aus.

Die IV. Abteilung unseres Regimentes erreicht nach 10stündigem Marsch, der sie aus ihrem Ruhequartier in Belgien über die Chiers und Maas hinweg in die Gegend von Sedan führt, ihre Feuerstellungen. Ihre Aufgabe ist dieses Mal schwerer als vor Wochen, da es galt, jeden Durchbruchsversuch der Franzosen in dieser Gegend zu verhindern, damit der Erfolg der Flandern-



schlacht gesichert werden konnte. Angriff heißt jetzt die Losung. Das glatte Teerband der französischen Straßen ermöglicht einen schnellen Vormarsch. Wie anders ist es dagegen vor fast einem Jahr in Polen gewesen. Doch zum Sinnieren ist keine Zeit. Das ferne Wummern der Front kommt näher, und plötzlich liegt das feindliche Artilleriefeuer unmittelbar vor uns. „Trab!" wird durchgegeben. Eilig rollen die schweren Geschütze und Wagen dahin, vorbei an den frischen Einschlägen, die oft bedenklich nahe an der Straße liegen. Vor uns tauchen Häuser auf. La Besace meldet das blaue Schild.

Unsere Augen überfliegen ein Panorama grausiger Verwüstung. Schwelende Balkentrümmer und totes Vieh klagen an, darauf die Sonne sengend brennt. Staub und Verwesungsgestank nehmen uns fast den Atem. Nur ein Gedanke erfüllt uns: heraus aus diesem Trümmerhaufen, bevor der Poilu sein Zerstörungswerk fortsetzt.

Da hält die Kolonne. Ein Rohrkarren ist stehengeblieben. Die Pferde schaffen die Anhöhe nicht mehr.

„Ausgerechnet hier muß der Zwischenfall sein!"

„Kanoniere nach vorn!"

Mühsam schieben sie das Fahrzeug bergan und warten, bis die ganze Batterie die steile Straße bezwungen hat. Kaum haben wir den Ort verlassen, als auch schon drinnen die Granaten bersten. „Glück gehabt!" Nach einem halben Kilometer fahren wir in die Feuerstellung ein. Eine letzte Anstrengung noch: die Geschütze werden abgeprotzt und die Batterie eingerichtet. Jetzt heißt es, schnell Panzerdeckungsgräben aufzuwerfen und die Lafettenholme mit Sandsäcken abzudichten. Unsere Stellung ist nämlich einzusehen. Wenn nur nicht die Sonne so stark auf uns brennen wollte!

Über unsere Arbeit vergessen wir Hunger, Durst und Zeit. Wir atmen aber erleichtert auf, als die Kühle des Abends aufsteigt. Ein heißer Tag, es ist der 5. Juni, geht zu Ende. Müde kriechen wir in unsere splittersicheren Unterstände, die schon früher vorsorglich gebaut worden sind. Die Nacht bleibt ruhig: die kurzen Feuerüberfälle der Franzosen auf Anmarschstraße und Dorf sollen nicht gelten.

In den nächsten Tagen ereignet sich auch nicht viel, schon gar nicht auf unserer Seite. Wir bauen die Stellung aus, schaffen im Morgengrauen T-Träger aus einem französischen Materiallager zum Abdecken der Unterstände herbei. Um uns herum wird es lebendig. Batterie auf Batterie fährt ein. Riesige Zugmaschinen rumpeln an unseren Rohrmündungen vorbei, verhüllte Giganten, schwere Mörser hinter sich herziehend. Dieser Aufmarsch schwerster Waffen verrät uns genug.

Inzwischen ist aber auch der Gegner wach geworden. Er hat in den Vortagen schüchtern aufgeklärt und ahnt wohl, was ihm bevorsteht. Plötzlich kracht es aus heiterem Himmel hernieder: vor uns, neben uns, von allen Seiten; zwar noch einige hundert Meter entfernt, aber das könnte sich sehr schnell ändern. Laßt den Poilu nur toben, laßt ihn unsere Munitionskolonnen „beharken", laßt ihn sogar auf einzelne Männer schießen!

Unsere Zeit ist noch nicht gekommen. Warten wir ab. In den Abendstunden beehrt er auch uns mit seinem Granatensegen. Wir üben „Hinlegen", doch vollzählig stehen wir wieder auf. Auf unserer Seite sind zahllose Batterien feuerbereit gemacht worden. Aber auch die Gegenseite dürfte nicht viel schwächer sein. Wieder bricht ein Morgen an, leuchtend und klar wie seine Vorgänger. Wird der Sturm heute wohl losbrechen? Mancher von uns wird ungeduldig: Immer nur Granaten schleppen und Kartuschkästen tragen, ohne zwischendurch einmal geschossen zu haben, nein, das ist nicht im Sinne der Kanoniere.

„Feuerkommando!"

Der Batterieoffizier hat das erlösende Wort gesprochen. Schon ist das Kommando eingestellt. „.... noch 20 Sekunden, noch 15, noch 10, noch 5 Sekunden ... Feuer!" Unsere Batterie schießt, mit ihr die lange Front der Nachbarbatterien. Es kracht betäubend. Drüben auf dem Mont Damion steigt sogleich dicker Rauch auf; dort dürfte die Hölle entfesselt sein, Vorspiel zum Jüngsten Gericht. Wir schießen mehrere Stunden lang, mal schneller, mal langsamer.

Unsere Infanterie hat sich indessen vorne eingegraben und wartet das Ende des Feuers ab, um dann anzugreifen. Da — schrilles Heulen, orkanartiges Brausen, unbedingt lauteste Stimme in diesem satanischen Orchester, erfüllen die Luft. Der Mörser rechts von uns hat seinen ersten Donnergruß hinübergeschleudert.

„Feuer einstellen!"

Plötzlich, wie das Schießen angefangen hat, hört es jetzt auch auf. Dafür heben vorne das mörderische Tacken der MGs., das Belfern der Granatwerfer und Knallen der Gewehre an. Werden es unsere Infanteristen schaffen? Hat unsere Vorarbeit genügt? Sind die feindlichen Batterien auch wirklich niedergekämpft? Entfernt sich nicht das Schießen? Wir sollten es bald wissen. Unerwartet pfeift es heran, spritzt zischend in unsere Feuerstellung. Der Poilu „bedankt sich". Wir nehmen den Gegengruß vom Mont Damion entgegen: im Hinlegen sind wir geübt. Gegen Abend wechseln wir die Stellung, um jenseits von La Besace wieder abzuprotzen. Zu einem zweiten Angriff kommt es allerdings nicht mehr. Der Feind räumt die Höhen des Forêt de Mazarin: wir haben ihn offensichtlich zermürbt. Sofort folgen wir ihm.

Nun beginnt unser Vormarsch durch die Ardennen, Argonnen, über die kreidigen Straßen der Champagne bis zu den sanften Hängen der Vogesen. Jeder Hufschlag trägt uns dem Endsiege entgegen, und bald war der Waffenstillstand wirklich nur noch eine Frage von Stunden.

Rudolf Alt



Es muß noch ein Wort zu unseren Radfahrten gesagt werden. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo die Obstbäume an den Landstraßen stehen. Wenn wir nun mit hungrigem Magen solch eine „paradiesische" Landstraße entlangradeln, kann es vorkommen, daß plötzlich einer von uns auf die Idee kommt, ein paar von diesen rotwangigen Äpfeln oder Kirschen von den Bäumen zu holen. Sie schmecken bekanntlich besser als die gekauften. Aber wir wollen doch einmal ganz vernünftig überlegen: jetzt im Kriege sind alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse für die Ernährung unseres Volkes notwendig, so daß wir es uns nicht erlauben können, hier und da die Obstbäume an den Landstraßen näher zu „besehen". Die Ausrede „es war Fallobst, das sonst verkommen wäre", kennen wir. Und im übrigen verkommt das Fallobst nicht, denn es dürfte euch bekannt sein, daß jeder einzelne Obstbaum an der Landstraße an einen Bauern verpachtet ist. Wenn wir uns also unrechtmäßigerweise dieses Obstes bemächtigen, schaden wir den Bauern, und das möchte ja niemand von uns.

Da wir gerade beim Thema „Obst" sind, wollen wir uns auch noch diese Frage stellen: „Warum darf man eigentlich nach Obstgenuß

kein Wasser trinken?" Wir wollen uns einmal etwas eingehender mit dieser Frage beschäftigen. Denn seht: jetzt im Kriege darf niemand von uns leichtsinnigerweise seine Gesundheit aufs Spiel setzen. Beispielsweise herrscht auch vielfach noch die Meinung, daß v o r dem Obstgenuß ruhig Wasser getrunken werden darf. Inwiefern auch dies unrichtig ist, sollen euch die folgenden Zeilen beweisen. Zerkaute Früchte bilden eine weiche Masse und füllen, in größeren Mengen genossen, den Magen aus. Die kleinen Kerne der Beeren, also der Johannis-, Stachel- und Erdbeeren, setzen sich sofort am Magenausgang an. So wird einmal dem Angriff der Verdauungssäfte, zum anderen dem Austritt des Fruchtbreies aus dem Magen in den Darm großer Widerstand entgegengesetzt. Kommt nun noch Wasser in größeren Mengen hinzu, so werden die Verdauungssäfte so stark verdünnt, daß sie erst recht nicht mehr oder nur schwach wirken können. Alles bleibt im Magen liegen, wird infolge Wasserentzuges durch die Magenwände immer wasserärmer und härter und verursacht Beschwerden, die manchmal sogar zum Tode führen.

•

Kennt ihr schon das Abc der Straße? Jeder von euch weiß, daß es verboten ist, durch marschierende Kolonnen hindurchzugehen oder hindurchzufahren, es sei denn, daß er dazu aufgefordert wird. Umgekehrt sind die marschierenden Kolonnen im Interesse des übrigen Verkehrs verpflichtet, Zwischenräume einzuhalten, die es dem Querverkehr ermöglichen, in nicht zu langen Abständen die Fahrt fortzusetzen. Die militärische Zeichensprache ist allerdings den meisten von euch unbekannt. Aber es ist wichtig, wenigstens die wichtigsten Armzeichen „lesen" zu können. Deshalb geben wir euch hier einige Erklärungen.

Mehrfaches Hochstoßen des Armes bedeutet bei einem Halt „Marsch" — während der Fahrt „Schneller fahren!"

Wiederholtes Senken des erhobenen Armes quer zur Fahrtrichtung heißt „Langsamer fahren!"

Wird ein Arm waagerecht nach links oder rechts gestoßen, dann bedeutet es, daß auf der Straße links oder rechts heranzufahren ist.

Wiederholtes Nachuntenstoßen des Armes heißt „Halt!"

Wird von einem Soldaten der Arm nach oben angewinkelt, so bedeutet es, daß die Abstände zwischen den einzelnen Fahrzeugen zu vergrößern sind.

Die Abstände sind dagegen zu verringern, wenn der angewinkelte Arm nach unten zeigt.

Die Erlaubnis und Aufforderung zum Vorfahren für ein überholendes Kraftfahrzeug wird dadurch angezeigt, daß in Schulterhöhe mit ausgestrecktem Arm waagerechte Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen ausgeführt werden.

Wenn die Kelle am waagerecht ausgestreckten Arm nach unten zeigt, so ist ein Überholen der Marschkolonne unmöglich.

Dies sind die wichtigsten Zeichen, die ihr euch einprägen müßt, damit ihr Bescheid wißt. Am besten übt ihr es demnächst mal und bildet aus einem kleinen Trupp Radfahrer eine „Marsch"- oder „Fahrkolonne" ...

•

Auch der Monat September wird im Zeichen der Ernte stehen. Wenn die Sensen geschwungen werden, und die Mähmaschinen ihr eintöniges Rattern vernehmen lassen, werden auch wir Jungen und Mädel aus Stadt und Land unser Teil mit dazu beitragen, die Ernte unter Dach und Fach zu bringen, um unseren Soldaten, auch uns selbst und unserem Volke die lebensnotwendigen Nahrungsmittel sicherzustellen. So werden wir alle tätig sein, denn wir sind alle notwendig und müssen dort, wo wir hingestellt werden, unsere Pflicht tun. Der Schüler in der Schule muß jetzt Doppeltes leisten, denn viele Stunden fallen aus, und außerdem wird er sein Abitur einige Monate früher ablegen. Das erfordert erhöhte Einsatzbereitschaft und Energie. Untätige Zaungäste vor dem großen politischen Geschehen unserer Tage soll es nicht einen einzigen geben!

W. S.

EIN TELEGRAMM für „Leseratten"

„Jungen, Männer und Motore", von F. A. K. Stoll, Schützen-Verlag, Berlin. Es wird von allen Jungen begrüßt werden, die in der Motor-HJ. Dienst tun. Ein Buch voller Spannung. Stop. Spannende Erlebnisberichte aus den Kampfhandlungen gegen England zur See und zur Luft während des jetzigen Krieges, lest ihr in dem Buch des O b e r k o m m a n d o s d e r W e h r m a c h t: **„1939 gegen England"**, Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin W 35. Stop. Wollt ihr wissen, was zum Beispiel ein Torpedo ist, wie Wasserbomben wirken und Minen gelegt werden, lest das Buch von Kapitän z. S. Reichardt: **„... denn wir fahren gegen Engeland"**, Verlag Schweiger & Pick, Celle. Dieses Buch empfehlen wir besonders den Einheitsführern für die Gestaltung ihrer Heimabende im Kriege. Stop. Ein weiteres Buch für den Heimabend: **„Bunker Deutschland"** (Truckemüller-Verlag, Stuttgart). Ein Volksbuch von Ferdinand Oppenberg. Es erzählt euch von Arbeitern, Bauern und Soldaten, und jeder Formationsführer sollte es besitzen. Stop. Spannende Erlebnisse vom Einsatz des NSKK. in Polen berichtet Carl Otto Windecker in dem im M.-A.-Klieber-Verlag, Berlin, erschienenen Buch: **„Wir waren in Polen"**; vom Einsatz eines Kradschützenbataillons in Polen berichtet das im Stalling-Verlag, Oldenburg, erschienene Buch **„Schwadron, marsch!"** von Heinz Borwin Venzky. Stop. In der neuen **„Jungen Ostmarkreihe", die in Wien** im Deutschen Verlag für Jugend und Volk erscheint, ist ein Buch von Erich Kernmayr **„Fahne im Sturm"** erschienen, das euch ein lebendiges Bild vom Kampf der Ostmark gibt. Stop. Noch ein Hinweis auf eine Broschüre, die **„Deutschland wird siegen"** heißt und von Ernst Günter Dickmann geschrieben wurde. In dieser Schrift, die im Kurt-Stenger-Verlag, Erfurt, erschienen ist, findet der Einheitsführer Schulungsmaterial, um seinen Jungen klarmachen zu können, wie es zu diesem Kriege kam und warum wir siegen werden.

W. Dißmann

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Scherl (1), Hoffmann (7), Wehner (6), Patty Frank (7). — Die Zeichnungen stammen von: Gärtner, Wendt, -nicki, Felber.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin
Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

kein Wasser trinken?" Wir wollen uns einmal etwas eingehender mit dieser Frage beschäftigen. Denn seht: jetzt im Kriege darf niemand von uns leichtsinnigerweise seine Gesundheit aufs Spiel setzen. Beispielsweise herrscht auch vielfach noch die Meinung, daß vor dem Obstgenuß ruhig Wasser getrunken werden darf. Inwiefern auch dies unrichtig ist, sollen euch die folgenden Zeilen beweisen. Zerkaute Früchte bilden eine weiche Masse und füllen, in größeren Mengen genossen, den Magen aus. Die kleinen Kerne der Beeren, also der Johannis-, Stachel- und Erdbeeren, setzten sich sofort am Magenausgang an. So wird einmal dem Angriff der Verdauungssäfte, zum anderen dem Austritt des Fruchtbreies aus dem Magen in den Darm großer Widerstand entgegengesetzt. Kommt nun noch Wasser in größeren Mengen hinzu, so werden die Verdauungssäfte so stark verdünnt, daß sie erst recht nicht mehr oder nur schwach wirken können. Alles bleibt im Magen liegen, wird infolge Wasserentzuges durch die Magenwände immer wasserärmer und härter und verursacht Beschwerden, die manchmal sogar zum Tode führen.

•

Kennt ihr schon das Abc der Straße? Jeder von euch weiß, daß es verboten ist, durch marschierende Kolonnen hindurchzugehen oder hindurchzufahren, es sei denn, daß er dazu aufgefordert wird. Umgekehrt sind die marschierenden Kolonnen im Interesse des übrigen Verkehrs verpflichtet, Zwischenräume einzuhalten, die es dem Querverkehr ermöglichen, in nicht zu langen Abständen die Fahrt fortzusetzen. Die militärische Zeichensprache ist allerdings den meisten von euch unbekannt. Aber es ist wichtig, wenigstens die wichtigsten Armzeichen „lesen" zu können. Deshalb geben wir euch hier einige Erklärungen.

Mehrfaches Hochstoßen des Armes bedeutet bei einem Halt „Marsch" — während der Fahrt „Schneller fahren!"

Wiederholtes Senken des erhobenen Armes quer zur Fahrtrichtung heißt „Langsamer fahren!"

Wird ein Arm waagerecht nach links oder rechts gestoßen, dann bedeutet es, daß auf der Straße links oder rechts heranzufahren ist.

Wiederholtes Nachuntenstoßen des Armes heißt „Halt!"

Wird von einem Soldaten der Arm nach oben angewinkelt, so bedeutet es, daß die Abstände zwischen den einzelnen Fahrzeugen zu vergrößern sind.

Die Abstände sind dagegen zu verringern, wenn der angewinkelte Arm nach unten zeigt.

Die Erlaubnis und Aufforderung zum Vorfahren für ein überholendes Kraftfahrzeug wird dadurch angezeigt, daß in Schulterhöhe mit ausgestrecktem Arm waagerechte Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen ausgeführt werden.

Wenn die Kelle am waagerecht ausgestreckten Arm nach unten zeigt, so ist ein Überholen der Marschkolonne unmöglich.

Dies sind die wichtigsten Zeichen, die ihr euch einprägen müßt, damit ihr Bescheid wißt. Am besten übt ihr es demnächst mal und bildet aus einem kleinen Trupp Radfahrer eine „Marsch"- oder „Fahrkolonne" ...

•

Auch der Monat September wird im Zeichen der Ernte stehen. Wenn die Sensen geschwungen werden, und die Mähmaschinen ihr eintöniges Rattern vernehmen lassen, werden auch wir Jungen und Mädel aus Stadt und Land unser Teil mit dazu beitragen, die Ernte unter Dach und Fach zu bringen, um unseren Soldaten, auch uns selbst und unserem Volke die lebensnotwendigen Nahrungsmittel sicherzustellen. So werden wir alle tätig sein, denn wir sind alle notwendig und müssen dort, wo wir hingestellt werden, unsere Pflicht tun. Der Schüler in der Schule muß jetzt Doppeltes leisten, denn viele Stunden fallen aus, und außerdem wird er sein Abitur einige Monate früher ablegen. Das erfordert erhöhte Einsatzbereitschaft und Energie. Untätige Zaungäste vor dem großen politischen Geschehen unserer Tage soll es nicht einen einzigen geben!

W. S.

EIN TELEGRAMM für „Leseratten"

„Jungen, Männer und Motore", von F. A. K. Stoll, Schützen-Verlag, Berlin. Es wird von allen Jungen begrüßt werden, die in der Motor-HJ. Dienst tun. Ein Buch voller Spannung. Stop. Spannende Erlebnisberichte aus den Kampfhandlungen gegen England zur See und zur Luft während des jetzigen Krieges, lest ihr in dem Buch des Oberkommandos der Wehrmacht: **„1939 gegen England"**, Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin W 35. Stop. Wollt ihr wissen, was zum Beispiel ein Torpedo ist, wie Wasserbomben wirken und Minen gelegt werden, lest das Buch von Kapitän z. S. Reichardt: **„... denn wir fahren gegen Engeland"**, Verlag Schweiger & Pick, Celle. Dieses Buch empfehlen wir besonders den Einheitsführern für die Gestaltung ihrer Heimabende im Kriege. Stop. Ein weiteres Buch für den Heimabend: **„Bunker Deutschland"** (Truckemüller-Verlag, Stuttgart). Ein Volksbuch von Ferdinand Oppenberg. Es erzählt euch von Arbeitern, Bauern und Soldaten, und jeder Formationsführer sollte es besitzen. Stop. Spannende Erlebnisse vom Einsatz des NSKK. in Polen berichtet Carl Otto Windecker in dem im M.-A.-Klieber-Verlag, Berlin, erschienenen Buch: **„Wir waren in Polen"**; vom Einsatz eines Kradschützenbataillons in Polen berichtet das im Stalling-Verlag, Oldenburg, erschienene Buch **„Schwadron, marsch!"** von Heinz Borwin Venzky. Stop. In der neuen **„Jungen Ostmarkreihe", die in Wien** im Deutschen Verlag für Jugend und Volk erscheint, ist ein Buch von Erich Kernmayr **„Fahne im Sturm"** erschienen, das euch ein lebendiges Bild vom Kampf der Ostmark gibt. Stop. Noch ein Hinweis auf eine Broschüre, die **„Deutschland wird siegen"** heißt und von Ernst Günter Dickmann geschrieben wurde. In dieser Schrift, die im Kurt-Stenger-Verlag, Erfurt, erschienen ist, findet der Einheitsführer Schulungsmaterial, um seinen Jungen klarmachen zu können, wie es zu diesem Kriege kam und warum wir siegen werden.

W. Dißmann

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Scherl (1), Hoffmann (7), Wehner (6), Patty Frank (7). — Die Zeichnungen stammen von: Gärtner, Wendt, -nicki, Felber.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin

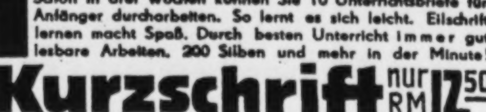
Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.



Spielmannszüge
durch mein
Spezialangebot
Zahlr. Anerkennung. von
MJF., SA. usw.
Günst. Teilzahlung
Außerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9
kostenlos.

Josefine Ranft
Pausa i. V.





Schon in drei Wochen können Sie 10 Unterrichtsbriefe für Anfänger durcharbeiten. So lernt es sich leicht. Eilschrift lernen macht Spaß. Durch besten Unterricht immer gut lesbare Arbeiten. 200 Silben und mehr in der Minute!

Kurzschrift nur RM 12.50
Maschinenschreiben

Fremdsprachen-Kurzschriften. (Alle Lehrmittel Ihr Eigentum.)
Schellhammer · Deutscher Kurzschrift-Brief-Unterricht, Berlin-Grunewald, Lärchenweg 29. Verl. Sie kostenlos Prospekt 10 u. Aufklärung ü. Unterricht in Kurzschrift u. Maschinenschreiben



Nachrichten-Geräte aller Art
Morseapparate, Lehr- und Schulgeräte, Feldkabel, Fernsprechbaugerät

Rudolf Jetter
Berlin-Tempelhof, Berliner Str. 40

„Völkischer Beobachter“:
einst
und allezeit
der
Kampfgefährte
des National-
sozialisten



Maxe: Jemein!
Mir habense meine Fahrrad-Beleuchtung jeklaut!
Justav: Bist Du doof! Mir kann so wat nich passieren. Ick habe eine Astron-Garantie-Beleuchtung mit Diebstahlsicherungs-Schutz
Maxe:
Wat kostet so een Ding?
Justav: Nicht viel, Dynamo 6 Volt ab RM. 4,25. Scheinwerfer ab RM. 2,35.
Maxe: Ick gehe jetzt in 'nen Laden und koofe mir ne Astron-Beleuchtung.
Prospekte über die großen Astron-Neuheiten durch Händler, Grossisten und ASTRON Elektro-Industrie, Stuttgart-W

Hess-Harmonikas



Teilzahlung!

21 Tasten 8 Bässe 20.- an
25 „ 12 „ 33.- „
34 „ 80 „ 88.- „
41 „ 120 „ 120.- „

Bunter Katalog umsonst!
Alle Musikinstrumente so preiswert in großer Auswahl!
Alle Musik von
E. Hess Nachf.
Klingenthal-Sa. 5



Baldur von Schirach:
Revolution der Erziehung
Reden aus den Jahren des Aufbaues
200 Seiten
Ganzleinen 3,60 RM.
Bezug durch alle Buchhandlungen!
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München-Berlin

Ingenieur-schule Mittweida
Maschinenbau / Elektrotechnik
Druckschriften kostenlos

Wir führen
vorschriftsmäßige
BDM-Kleidung
HJ.-Kleidung
Von der RZM. der NSDAP. zugelassene Verkaufsstelle für Bekleidung, Ausrüstung und Abzeichen

Gebrüder HORST
Stettin · Paradeplatz

„Völkischer Beobachter“
ein Garant
deutscher Selbstbehauptung



Unser Liederbuch
Lieder der Hitler-Jugend
Herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung mit Geleitwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach. Bearbeitet von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung
262 Lieder mit Noten
280 Seiten
Kartoniert RM. 2,00
Leinen RM. 2,50
Erhältlich in jeder Buchhandlung
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München - Berlin



die deutsche Meisterpatrone für den nach Erfolg strebenden Schützen.

RHEIN.-WESTF. SPRENGSTOFF-A.-G. NÜRNBERG

